Seminarplan Prosaexperimente (Verona 2017)

Montag, 20. 3.
Krisen des Bewusstseins, Krisen der Sprache, Krise des Romans: Carl Einstein: Über den Roman (1912), Otto Flake: Stadt des Hirns (Vorwort)/ Döblin: Reform des Romans – Krise des Romans? –Jakob von Hoddis: Vom mir und vom Ich (1908); Heinrich Schäfer: Unendliche Dehnung.

Freitag, 24. 3.

Carl Einstein: Bebuquin (1907) Alfred Döblin: Die Ermordung einer Butterblume (1910/1911

Montag, 27.3.

Gottfried Benn: Gehirne (1915) / Der Garten von Arles (1920)

Freitag, 31.3.

Paul Adler: Nämlich (1915) / Carl Einstein: Rezension zu „Nämlich“

GEBET FÜR MEINE MUTTER

Um meine schamlosen Knabenaugen
ist wächsern ein Gesicht herumgewachsen,
zerknüllt, unfertig und mit zuckenden Muskeln,
die ich nicht halten kann.
Ich bin verloren in eine Ecke geschlagen
und kann vor Grauen meinen Fuß nicht heben.
Wände drücken meine Luft zusammen.
Feuchte Angst kraucht nackten Leib empor.
Gebete gurgeln erstickt aus meinem Hals hoch.
Pulse schlagen in meinen Mund.
Ich kann nicht schreien.
Mutter, falte du die Hände über meinem Kopf.
Ich bin so verloren in aller Welt
und weiß nichts zu tun und zu sagen.
Ich habe Furcht, ich falle im Weltenraum unter die Erde,
o meine Mutter, wärst du eine arme Hure gewesen
und hättest mich abtreiben müssen im dritten Monat.

Hugo Kersten

IN DER NATUR

Über die Erde wehen Farbenbön,
Ein Schwarm von Feldern, der sich niederläßt.
Die Morgen gehen über: Ost bis West
Sausen die Farben. Erde blüht sich schön.

Zwischen den Sommer drängt und drängt Geschick.
Ob Roggenfelder schmerzfrei galoppieren?
Die Schwester Muskel kommt, berauscht von Tieren,
Voller Tierschritte, das Geschlecht im Blick.

Den Mund voll Sonne, Hände sind Blutfetzen.
Man merkt es: man ist innen nasses Blut.
Die Frauen trocknen nicht das Herz für jeden.

Bis in die Zehen krümmt sich eine Wut
Zu reden: DU zu schaffen in den Sätzen.
— Eine der Felderbestien anreden!

Paul Boldt

VERSE

Oft war mein Ofen nicht geheizt.
Dann sprang die Kälte,
Kleines, böses Tier,
Kurz zuckend
Über deinen milden Spiegel.
Kommt der Sommer:
Tief saugend wirst du,
Weißer, stiller See,
Das Dunkelgold der Sonnenbrandung trinken.

Käte März

SCHÖPFERISCHE DEHNUNG AUS DEM DUNKEL

Auf Punkt, auf kleinsten Punkt zusammen mich einknüllend, Kopf in die Brust gedrückt und die Beine rippenverstrickt, und mich rundend und auf innerlichsten Kern mich verhärtend harte Schale um harte Schale, ruhen punktdunkel dunkel dunkel — —

Trübe liegt kaltgläsern dunkelgrüne Wasserwand stechend rings auf meinem dunklen Auge rings — Ich dunkles Auge gänzlich — Ich gänzlich Mund — Ich gänzlich Brust — Ich gänzlich Bein —

Und die Formen aller Dinge, Tulpen, Stühle, Türen, Röhren, Bäume und die Schorne der Fabriken sind zwecklos langsam schwimmend in der steifen dunkelgrünen Wasserwand leblos gläserne Fische um mich her und sind Erinnerung mir und Hoffnung mir.

Der ich mich in mir vernichtet habe, alle Glieder, allen Leib und Eingeweide in mich zerbrochen und geballt — versteinter Ball mit allen zermahlenen Fleischsalzen, Knochenkörnern und Blutmehlen meiner selbst überall gleich gegenwärtig durchmischt — Mich weiten nach allen Seiten mit gleicher Kraft kugelrundhinaus strahlenstützend mich weiten — und Tafeln meiner sonnensilbernen Schalenrinde sind der Wald und die grüne Wiese mit den weißen Blumenschirmen und das Häusergeacker der Städte und das Wellenmeer und alles Ich die Welt — —

Heinrich Schaefer

Kameraden . . .! und Kameradinnen!

Von Alfred Wolfenstein

I

Selten sind heute Bekenntnisse. Man sollte das Gesindel, das schreibt, was es gelesen oder sonstwie gerochen hat, einmal öffentlich bei Namen nennen. Mit Recht treten einige, . . . die ebensowenig Notwendigkeit des Talents und des Ethos in sich vorfinden wie jene Betrüger der Kunst, . . . als Feinde der Kunst auf.

Zu ihnen stoßen leider auch sehr Wertvolle, . . die lieber zugeben sollten, daß ein Gestank nicht Schuld der Luft ist. Es sollte ihnen nicht möglich sein, auch nur einen Augenblick lang aus Widersprüchelei Banausen zu werden. (Schmollen mal Schwindeln gibt nichts als Schwindeln zum Quadrat.).

In den Büchern von Franz Jung decken sich Talent und Inhaber des Talents. Seine Romane sind mit der Stimme geschrieben, . . dem Instru-

Jakob van Hoddis: Dichtungen und Briefe. Zürich 1987.

Von Mir und vom Ich

Motto: Seltsam, wie hier der Verstand
An mir hämmert, an mir hirnert,
Selbstsadistisch arrogant,
Selbst den Stirner unterstirnert.

Cogito ergo sum: Das Denken ist kein Beweis für das Ich, sondern das Ich ein Postulat des Denkens.

Ein Bild und eine Erfahrung: Am fernen Ufer singen die Sirenen. Wohl weiß Odysseus, Lüge ist es, was die Dichter von ihren blutgierigen Vogelkrallen berichten. Hold und lieblich wäre es, bei ihnen zu wohnen. Er sehnt sich hinüber.

Aber Glied um Glied ist er am Maste seines Schiffes angekettet. Nicht von Freunden, die uns ja so oft vom Schönsten entfernt halten – um unseres Besten willen – ! Vergessene Wünsche, längst schal gewollter Wille, törichte Knabensehnsucht – daraus ist seine Kette geschmiedet, die unsichtbare unzerrreißbare, die bei jedem Aufbäumen tiefer in sein Fleisch einschneidet. Der Fessel des nordischen Feuergottes vergleichbar.

Und am Steuer sitzt der Traum seiner selbst, der lang schon tote.

Du sagst: »Lieber der Sklave eines Menschen, denn der Halbaffe seiner Idee!« Schön. Wie steht es mit dem Halbaffentum der Ichidee?

Ein anderes bin ich, der ich bin (Ur-Ich),
Ein anderes das Ich, das ich denke (Ich-Idee).

Oder: Das Urich = Postulat des Denkens
Die Ichidee = Objekt des Denkens.

Die erste Gleichung: das entschleierte Bild von Sais.
Die zweite Gleichung: der schimmernde Schleier des Grausigsten.

Dialog

Und da kam der Pedant der Innerlichkeit und schrie mich an: Was tust du den Mund auf, du Unheiliger! Weißt du nicht, daß das Wort den Gedanken nicht formt, sondern umformt! Daß es den glühenden Strom des Schmerzlichsten und Freudigsten zu buntem Glaswerk erstarren läßt?

»Das Wort ist ein eigenwilliger Herr. Warum begiebst du dich unter seine Herrschaft?«

Ich antwortete: »O Prophet! Wahrlich, du bist ein König ohne Kamarilla! Wohl beherrscht mich das Wort. Aber es ist nicht mein Herr. Es ist mein Scherge.«

»Wissen Sie übrigens, wer der Pfeil der Eleaten ist, von dem die Schulmeister so Wunderliches berichten? Der traf und sich doch nicht bewegte, der flog und doch ruhte? Der Pfeil ist das Wort.«

Das Wort als Scherge. Oder: Die Sprache ist die Bureaukratie der Seele.

Ebensowenig wie man in Worten zu denken braucht, braucht man in Worten zu dichten.

Man braucht wahrscheinlich die Idee zum Kunstwerk, wie den Bast zum Kränzewinden. Aber der Bast ist selten das Schöne am Kranz.

Im Kunstgewerbe erfüllt die Zweckmäßigkeit die befruchtende Funktion der Idee.

Für den Dichter ist die Denkkraft auch ein Sinn.

Auch die Freude an Sich selbst – an der Ichidee – ist ein poetisches Erlebnis.

Wünschen ist Selbstpoetik.

Der Genußwert der Philosophie, jeder indirekte, jeder eingebildete Genuß, jede Macht- und Tatenfreude ist in der Ichpoetik begründet.

So ist die Beziehung zwischen Kunst und Leben wieder hergestellt. Denn Kunstwerk am Kunstwerk bildet sich das Leben an der Dichtung und die Dichtung am Leben. Wie sich Fackel an Fackel entzündet.

Der ästhetische Ichthyosaurus sucht ein festes – also begreifliches Verhältnis zu seiner Ichidee.
Er erzieht sich Eigenschaften an. Die kann er sich merken. Da weiß er, was er an sich hat.

Er wird zum Charakter, zur Persönlichkeit, zum Original.

Wir aber sind uns in jedem Augenblick ein Anderes, stets Unbegreifliches.

Wir fühlen Uns, ohne Uns zu definieren.

Er wird zum Halbaffen seiner Ichdefinition.

Wir werden uns zum Dämon.

Es gibt kein höheres Dasein, als das Unbegreifliche, und Homer ist sein Prophet.

Postskriptum des Magiers:

Galgenlied

Das Ur-Ich und die Ich-Idee
Gingen selbander im grünen Klee:
Die Ichidee fiel hin ins Gras,
Das Ur-Ich wurde vor Schreck ganz blaß.

Da sprach das Ur- zur Ichidee:
»Was wandelst du im grünen Klee?«
Da sprach die Ichidee zum Ur-:
»Ich wandle nur auf deiner Spur.« –
Da, Freunde, hub sich große Not:
Ich schlug mich gegenseitig tot.

identifiziert. Denn er vermag alles irgendwie im Parlament seiner Inhalte unterzubringen, zu entwesen und zu vergleichen. Die Form, die zur Auswahl zwingt, anerkennt er nie. Fremd ist ihm die Handlung, denn dazu ist er stofflich zu differenziert und abgelenkt.

Erstdruck: *Die Aktion*, 2. Jg. 1912, Nr.39, Sp. 1223-1225.

Carl Einstein: Werke. Bd. 1. Berlin 1994.

Über den Roman (1912)

Anmerkungen

Ich schlage vor, bis auf weiteres die Bezeichnung Roman aufzugeben – das Wort Epos genügt und ist bei zeitlich ausreichender Distanz von Humanistischer Bildung und dem Idylliker Vergil weniger diskreditiert.

Der psychologische Roman beruht auf causaler Schlußweise und gibt keine Form, da nicht abzusehen ist, wohin das Schließen zurückführt und wo es endigt. Dies ist zumeist an die Anekdote gebunden – also induktive Wissenschaft.

Hingegen die Anekdote ist die Unkunst des Vermischten stets tendenziös und moralisch, denn die Pointe ist immer willkürlich. Welches Motiv und welches Ende einer Anekdote ließen sich nicht schmerzlos rumdrehen. Denn die Anekdote ist nicht das Seiende. Die Stärke der Darstellung bildet sie zum Faktum.

Lyrismus ist Koketterie. Zweifellos wirft man einen Pianisten, der eine Fuge von Bach spielt und darunter eigene Themen mischt, vor die Tür des Saales. Dies geschieht mit einigem Recht.

Der deskriptive schildernde Roman setzt vollständige Unkenntnis des Lesers von Tischen, Nachttöpfen, jungen Mädchen, Treppenstiegen, Schlafröcken, Busen, Hausklingeln usw. voraus. Die Ereignisse werden zu Begleiterscheinungen von traumhaft verschlungenen Fingern, opalschillernden Spucknäpfen usw. Ob dies neuartig gesagt wird

oder im Ton der Marlitt[1], beruht nur auf Alter des Schreibers und ähnlichem Unfug.

Diesen Dingen Seele zu geben – ist immer pantheistischer Lyrism. Ein Nachttopf, ein Lockenkopf, selbst Orchideen, die mit violettem Protoplasma genotzüchtigt sind – bleiben Dinge und haben sich vor dem Schicksal der Menschen zu verkriechen.

Gefühl hat immer statt – wenn es gilt, Impotenz zu verbergen. Das Epos wurde in die Länge gezogen – aus dem sklavischen Nachahmen des Homer usw. Der Knabe Vergil liefert hierfür eklatante Beispiele. Die Ilias ist eine Ansammlung von Geschichten um ein zentrales Schicksal gerichtet und von dem und jenem gemacht. Vergil hingegen eine in die Länge gezogene Anekdote. Das zentrale Schicksal wurde vergessen – denn der Mythus ging verloren, was blieb – die Technik des in die Längeziehens.

Ein Ereignis mit Vorbedingungen und Folgen geben. Wo beginnen jene und endigen diese? Mit dem Tod der Beteiligten? Ich sehe nicht ein, warum nicht jeder, dem 7 Gattinnen, 4 hoffnungsvolle Söhne, 3 Töchter, 2 Väter, 1 Kind im Mutterleib verloren gingen, wenn er sich aufhängte, abgeknüpft werden kann? Der Abgeknüpfte ist wahrscheinlich bemerkenswerter und erfahrener als das Familienkaninchen. Jede Handlung kann auch anders endigen – wenn man nicht orthodox katholisch ist, und selbst hier gibt es die unerforschliche Güte Gottes, das Wunder usw.

Also das Kunstwerk ist Sache der Willkür resp. benommener Trunkenheit. Ich ziehe die erstere vor, da sie imstande ist, Rücksicht und Takt zu üben.

Das Kunstwerk ist Sache der Willkür, also der Wahl, des Wartens. Was soll gewählt werden? Sicher, man kann alles nehmen. Jedoch – es ist langweilig, von Dingen zu hören, die zu oft gesagt wurden. Was einmal mit Gottes Hilfe anständig traitiert ist, lasse man ruhen. Wir wiederholen ja doch.

Seien Sie versichert, mir sind Tristan und Isolde ganz egal – aber Gullivers Reisen bete ich an. Nichts wird einen Trottel hindern, Tristan zu machen – jedoch Gullivers Reisen bedingt Intelligenz, Erziehung, Gewalt.

Man stelle das Epos in Zukunft nicht mehr allein in den Dienst des geschlechtlichen Verkehrs. Das Besingen mehr oder weniger komplizierter Genitalien dürfte überflüssig sein – da der Zeugungsakt resp. Beischlaf mit seinen mitunter nicht ganz reizlosen Präludien und seinen meist sichern Folgen wie Kinder, Abtreibung, Ekel, Verdummung, ge-

nseitige Gewöhnung, regelmäßiges Vollziehen oder Lüderlichkeit w. von jedem einigermaßen realisiert werden kann. Liebesgeschichn haben nur Sinn für von Jugend an kastrierte, schwer Frauenleiden: Personen.

Man gewöhnte sich, Dinge, die mit einer gewissen Anstrengung zu reichen sind, als künstlich zu bezeichnen. In dieser Kategorie stehen nthaltsamkeit, Gott, Denken usw. Wer aus der Empfindung schafft, t meist auf die Liebe, das Weib usw. angewiesen. Ich hingegen schla: eine Literatur für differenzierte Junggesellen vor – Denken ist eine eidenschaft ersten Ranges, die von den Philosophen, der Schule, dem filitär, dem Staat, vor allem der Ehe, vergewaltigt, nur mühsam im eligiösen fortbesteht. Wer hätte nicht ein philosophisches System? – Wer aber weiß um die Menschen, die nicht anwandten, die Gedanken rfanden, an ihnen beteten, Tee tranken, rauchten, ja starben.

Entscheidend für Einrichtungen und Übereinkünfte sind zweifellos ysteme. Die Ehe ist das System des allgemeinen Beischlafs, der gehemmten Erlebnisse, der moralischen Meinungen – dies alles sind Dresuranstalten für Menschen, die allein sich nicht benehmen können, ihre leine Anbetung genießen müssen, die infolge dionysischen Lebens à la ommis voyageurs am Abgrund standen. Der größte Teil der Literatur st eine Institution für Eheleute und solche, die es werden wollen, für eherrschte Naturen, Anleitung zum Flirt und Teesalon.

Wer edel und schön schreibt, treibt sein Handwerk für Gemeine.

Die erhabene Schreibweise ist oft geradezu naturalistisch – da sie mmer, wenn auch gegensätzlich, auf das gemeine Wesen hinzeigt. Sie wird oft grotesk, da sie als bezwungene Steigerung der Wirklichkeit empfunden wird – die verschönt usw. werden soll.

Es gilt, im Roman Bewegung darzustellen – eine Aufgabe, der das Deskriptive gänzlich fern liegt. Ich wüßte kaum – warum es als Kontrakt eingeführt werden sollte. Jedenfalls die Ruhe, das Deskriptive in die Gegenstände zu verlegen, ist sinnlos. Wertvoll im Roman ist – was Bewegung hervorbringt. Ruhe ist genug da – weil das Ganze schließlich doch fixiert ist.

Ich weiß nicht, ob man Typisches gibt. Häufig werden jedoch intensiv vorgetragene und fixierte Ereignisse später als typisch empfunden.

Das Absurde zur Tatsache machen! Kunst ist eine Technik, tatsächliche Bestände und Affekte zu erzeugen.

Erstdruck: *Die Aktion*, 2.Jg. 1912, Nr.40, Sp.1264-1269.

1 Eugenie Marlitt (1825-1887), dt. Schriftstellerin und Sängerin; sie veröffentlichte überwiegend im illustrierten Familienblatt *Die Gartenlaube* mehrere Unterhaltungsromane, u.a. 1867 *Das Geheimnis der alten Mamsell*; eine der populärsten und erfolgreichsten dt. Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts, ihr Werk gilt zugleich als Inbegriff des massenhaft verbreiteten Trivialromans.

Die Sammlung Henri Rouart[1]

Die Lebensarbeit Henri Rouarts wurde im Dezember versteigert. Sammeln war dieses Mannes lebendige Thätigkeit und dieses Sammeln entsprang entdeckerischem Sehen. Der Begriff des Sammlers hat in Deutschland bisher kaum eine reine Darstellung gefunden und bei weitem nicht die Legitimität erlangt, die er in Frankreich stets besaß. Ich meine damit, wir haben in Deutschland eine Menge Käufer, und zwar solche, die überraschend viel erwerben; aber bei wem hätte der Erwerb von Bildern durch eine ununterbrochene Leidenschaft Form bekommen? Immerhin läßt sich dies unschwer verstehen. Der Franzose kauft Bilder, die unmittelbarer Ausdruck seiner Rassengewalt sind, er steht in dem Prozeß des Kunstschaffens. Ein Mann wie Rouart lebte mit den Malern und seine Passion der Bildererforschung trieb ihn sogar, Maler zu werden. Wohl nicht, daß er geglaubt hätte, seine Bilder seien ihm oder anderen notwendig, vielmehr um immer deutlicher und genauer den Aufbau seiner geliebten Bilder zu erkunden und jede Kenntnis von Farbe, Pinselstrich, Patina und Valeur zu erlangen. Die Sammelpassion Rouarts war dermaaßen innerlich, heftig und unmittelbar, daß sie sich zur schöpferischen Thätigkeit steigerte. Wo in Deutschland besäßen wir den schöpferischen Sammler, der den Gesamteindruck malerischer Epochen zu komponieren versteht. Rouart sammelte nicht von den Hemmnissen einer ideologischen Kunstanschauung beengt und geschoben; er war Outsider und unabhängig vom Kunstmarkt. Nicht scharf genug kann man in Deutschland betonen, was den Sammler vom Kunsthändler trennt. Dieser wird Bedürfnisse zu wecken und aufzupeitschen suchen; die Ware wird ihm als wertvoll erscheinen, welche er gerade besitzt. Fraglos wird dies kaum einmal zum verbindlichen Krite-

Otto Flake:
Die Stadt des Hiob.
Roman. Berlin 1919.

VORWORT

Bei einem Roman der um den Roman zu retten darauf ausgeht die Form des Romans zu sprengen, ist es erlaubt ein Vorwort voranzustellen.

Bildende Kunst läuft mit vollen Segeln von den behaglich bewohnten Küsten des Realismus Impressionismus durch die glückliche Ausfahrt des Expressionismus auf die unbefleckte Insel des ABSTRAKTEN die sich vielleicht zu einem neuen Kontinent weiten wird, Lyrik quillt aus geöffneter Tiefe des SIMULTANEN, Benn Ehrenstein Sternheim formten die Novelle des UNBÜRGERLICHEN — der Roman ist nicht über den Expressionismus hinausgelangt.

Der neue Roman wird möglich sein durch Vereinigung von Abstraktion Simultanität Unbürgerlichkeit. Es fallen fort konkrete Erzählung Ordnung des Nacheinander bürgerliche Probleme erobertes Mädchen Scheidungsgeschichte Schilderung des Milieus Landschaftsbeschreibung Sentiment.

Thema des alten Romans: gegebene Verhältnisse in die ein Moment der Erregung oder Auflehnung kommt, Kampf Sieg des Bestehenden Abgang des Aufrührers durch Selbstmord oder anerkannte Harmonie, das alles ist rührende aber unverbindliche Tragik der das letzte fehlt, Entschlossenheit Denkkraft wahre Souveränität des Individuums.

Was war der Roman soweit er nicht als verbreiterte Erzählung auftrat? Eine Kunstform in der die Gestaltung des Weltbilds versucht wurde. Seine höchste Form war der Entwicklungsroman, es ging einer durch die Fülle der Erscheinungen und unternahm es ihren Sinn zu finden. Guter Gedanke aber das Machtverhältnis war falsch gesehen: mächtig real gegeben die Verhältnisse Zustände der Welt, schwach demütig gehorsam der Wandrer durch sie. Deutlicher gesagt: die Romane waren dualistisch angelegt, ein moralischer theologischer Sinn in den Erscheinungen, das Apriori, einerseits — der Sucher des Sinns andrerseits. War er aufsässig und empfand Vielheit oder Gleichzeitigkeit der Gesichtspunkte, blieb ihm nichts übrig als zum Mittel des Nacheinander zu greifen wobei ihm stets passierte daß er den letzten Gesichtspunkt doch als den wahren erklärte — nachgebend durch Resignation oder Harmonie machte er seinen Frieden, der Roman war aus und nichts gesagt, Gleichzeitigkeit nicht gestaltet.

Verworfen Dualismus, proklamiert Monismus der mit Aufklärung der Naturwissenschaft nichts zu tun hat. Der Sinn ist nicht in den Erscheinungen, er ist im Wandrer der ihn in sie trägt. Aber es erhebt sich die entscheidende Frage ob der so hineingetragne Sinn Willkür sei oder nicht vielmehr auch er das Ergebnis der Beschäftigung mit den Erscheinungen der Existenz also doch Reflex des Sinns den man in dem Phänomen Existenz zu finden glaubt. Ganz recht: der Sinn den man zu finden glaubt, den man also mitbringt, aus dem die Produktion erst entspringt — es handelt sich um einen Zentralismus von noch nicht erreichter Intensität, es entrollt die Welt einem Hirn als Vorstellung, um die Achse der Grundauf-

fassung legen sich Kristallisationen, alles was früher primär und Selbstzweck der Schildrung war, Erlebnis Gefühle Stimmungen, wird sekundäres Material Beleg Gelegenheit zur Demonstration, alles wird in den Strudel des kreisenden Mittelpunkts, in die Atmosphäre gezogen in der durch Anlagrung ein Kosmos entsteht rotiert ist. Anschaulichkeit wird überwunden an ihre Stelle tritt Anschauung, der Roman als Projektion.

Von Anschauung, dem Absoluten, her gibt es keinen Unterschied mehr von Phantasie (mattes Wort Damenwort, erlaubt nur noch: Vorstellungskraft) Denken Verstand Reflexion — Erobrung aller dieser Mittel für die Epik, Verzicht auf den Ehrgeiz ein klares leicht lesbares Buch nach bürgerlichem Ideal zu schreiben. Hilflos sitzt Leser da wie er hilflos vor einem kubistischen gar abstrakten Bild steht. Ihr sollt nicht mehr lesen um euch zu unterhalten, auch nicht um durch angenehmes Beiwohnen den Leidenschaften andrer ein wenig zum Sinnen angeregt zu werden; ihr sollt indem ihr den Kosmos eines Hirns anschaut in die denkende ruhende Sphäre der Anschauung, den philosophischen Zustand, gehoben werden. Mühe, hervorgerufen durch die Einschaltung von Erzählungen mit andren Vorgängen Menschen, ist beabsichtigt; ihr sollt euch nicht drei Stunden mit dem Buch beschäftigen, sondern drei Wochen denkend verbracht.

ALFRED DÖBLIN

SCHRIFTEN ZU ÄSTHETIK, POETIK UND LITERATUR

WALTER-VERLAG

OLTEN UND FREIBURG IM BREISGAU

tungen ist nötig) jedoch eine Unmenge, die sich als Ideen gerieren und nur einschläfern. Der Primitive subtrahiert das bereits Historische. Der Sozialismus, der seine Idee schwächte, indem er parlamentarisch durch vorgeschickte Rednerböcke die Revolte zur Evolution verschleimte, und durch die möglichen Interpretationen um ihre Gewalt beredete. Der Eindeutige ist ganz unparlamentarisch und mit der Konstruktion seiner Idee immer identisch. Er ist durchaus nicht Individuum sondern immer Organisation. Das Parlament ist die Börse, die jedem Ding einen möglichst bequemen Marktwert verschaffen will.

Der Mensch der Klassik war der Gebildete. Der beherrschte Dilettant, in dem ein Stoffwissen das andere reguliert, der viel Material sammelt, sogar anpaßt, um stets imstande zu sein, zu unterhalten und von sich belustigt zu werden. Der das bereits Rationalisierte aufnimmt. Der gebildete Mensch ist ein echtes Staatsgeschöpf, geschickt und stets von tausend Dingen abgezogen: Vor allem ist es sein Interesse, daß alles in bester Ordnung bleibt, denn diese hält ihm seine Welt zusammen, nicht ein zentraler Fanatism. Außerdem ist er ungefährlich, bewegt er sich doch im Wissen, d. i. dem Historischen, und er wird es verstehen, selbst eine Unbill mit Belegen und seinem inneren Verständnis für das Fragmentarische zu entschuldigen. Verletzung gilt ihm als Unvollkommenheit und Versuch. Denn der Gebildete ist eine Sammlung von Fragmenten, die »schön« geordnet ist. Dies ist das Gefährliche, die distinktlose Sünde des Fragments wird an ihm schwer gefunden, da sie sich des dialektischen Mittels, des Schönen bedient. Dabei ist er formlos und divergierend. Er erregt sich in der unbewußten Richtung, die Erregung als Bildungsmittel zu brauchen. Er wird auch diesem Zwischenfall seinem Glomerat einordnen, was er mit Bewältigen, Zwingen identifiziert. – Denn er vermag alles irgendwie im Parlament seiner Inhalte unterzubringen, zu entwesen und zu vergleichen. Die Form, die zur Auswahl zwingt, anerkennt er nie. Fremd ist ihm die Handlung, denn dazu ist er stofflich zu differenziert und abgelenkt.

In *Die Aktion*, 2. Jg. 1912, Sp. 1223–1225.

Über den Roman

Anmerkungen

Ich schlage vor, bis auf weiteres die Bezeichnung Roman aufzugeben – das Wort Epos genügt und ist bei zeitlich ausreichender Distanz von Humanistischer Bildung und dem Idylliker Vergil weniger diskreditiert.

Der psychologische Roman beruht auf causaler Schlußweise und gibt keine Form, da nicht abzusehen ist, wohin das Schließen zurückführt und wo es endigt. Dies ist zumeist an die Anekdote gebunden – also induktive Wissenschaft.

Hingegen die Anekdote ist die Unkunst des Vermischten, stets tendenziös und moralisch, denn die Pointe ist immer willkürlich. Welches Motiv und welches Ende einer Anekdote ließen sich nicht schmerzlos rumdrehen. Denn die Anekdote ist das nicht Seiende. Die Stärke der Darstellung bildet sie zum Faktum.

Lyrismus ist Koketterie. Zweifellos wirft man einen Pianisten, der eine Fuge von Bach spielt und darunter eigene Themen mischt, vor die Tür des Saales. Dies geschieht mit einigem Recht.

Der deskriptive schildernde Roman setzt vollständige Unkenntnis des Lesers von Tischen, Nachttöpfen, jungen Mädchen, Treppenstiegen, Schlafröcken, Busen, Hausklingeln usw. voraus. Die Ereignisse werden zu Begleiterscheinungen von traumhaft verschlungenen Fingern, opalschillernden Spucknäpfen usw. Ob dies neuartig gesagt wird oder im Ton der Marlitt, beruht nur auf Alter des Schreibers und ähnlichem Unfug.

Diesen Dingen Seele zu geben – ist immer pantheistischer Lyrism. Ein Nachttopf, ein Lockenkopf, selbst Orchideen, die mit violettem

Protoplasma genotzüchtigt sind – bleiben Dinge und haben sich vor dem Schicksal der Menschen zu verkriechen.

Gefühl hat immer statt – wenn es gilt, Impotenz zu verbergen. Das Epos wurde in die Länge gezogen – aus dem sklavischen Nachahmen des Homer usw. Der Knabe Vergil liefert hierfür eklatante Beispiele. Die Ilias ist eine Ansammlung von Geschichten um ein zentrales Schicksal gerichtet und von dem und jenem gemacht. Vergil hingegen eine in die Länge gezogene Anekdote. Das zentrale Schicksal wurde vergessen – denn der Mythus ging verloren, was blieb – die Technik des in die Längeziehens.

Ein Ereignis mit Vorbedingungen und Folgen geben. Wo beginnen jene und endigen diese? Mit dem Tod der Beteiligten? Ich sehe nicht ein, warum nicht jeder, dem 7 Gattinnen, 4 hoffnungsvolle Söhne, 3 Töchter, 2 Väter, 1 Kind im Mutterleib verloren gingen, wenn er sich aufhängte, abgeknüpft werden kann? Der Abgeknüpfte ist wahrscheinlich bemerkenswerter und erfahrener als das Familienkaninchen. Jede Handlung kann auch anders endigen – wenn man nicht orthodox katholisch ist, und selbst hier gibt es die unerforschliche Güte Gottes, das Wunder usw.

Also das Kunstwerk ist Sache der Willkür resp. benommener Trunkenheit. Ich ziehe die erstere vor, da sie imstande ist, Rücksicht und Takt zu üben.

Das Kunstwerk ist Sache der Willkür, also der Wahl, des Wartens. Was soll gewählt werden? Sicher, man kann alles nehmen. Jedoch – es ist langweilig, von Dingen zu hören, die zu oft gesagt wurden. Was einmal mit Gottes Hilfe anständig traitiert ist, lasse man ruhen. Wir wiederholen ja doch.

Seien Sie versichert, mir sind Tristan und Isolde ganz egal – aber Gullivers Reisen bete ich an. Nichts wird einen Trottel hindern, Tristan zu machen – jedoch Gullivers Reisen bedingt Intelligenz, Erziehung, Gewalt.

Man stelle das Epos in Zukunft nicht mehr allein in den Dienst des geschlechtlichen Verkehrs. Das Besingen mehr oder weniger komplizierter Genitalien dürfte überflüssig sein – da der Zeugungsakt resp. Beischlaf mit seinen mitunter nicht ganz reizlosen Präludien und seinen meist sichern Folgen wie Kinder, Abtreibung, Ekel, Verdummung, gegenseitige Gewöhnung, regelmäßiges Vollziehen der Lüderlichkeit usw. von jedem einigermaßen realisiert werden kann. Liebesgeschichten haben nur Sinn für von Jugend an kastrierte, schwer frauenleidende Personen.

Man gewöhnte sich, Dinge, die mit einer gewissen Anstrengung zu erreichen sind, als künstlich zu bezeichnen. In dieser Kategorie stehen Enthaltsamkeit, Gott, Denken usw. Wer aus der Empfindung schafft, ist meist auf die Liebe, das Weib usw. angewiesen. Ich hingegen schlage eine Literatur für differenzierte Junggesellen vor – Denken ist eine Leidenschaft ersten Ranges, die, von den Philosophen, der Schule, dem Militär, dem Staat, vor allem der Ehe, vergewaltigt, nur mühsam im Religiösen fortbesteht. Wer hätte nicht ein philosophisches System? – Wer aber weiß um die Menschen, die nicht anwandten, die Gedanken erfanden, an ihnen beteten, Tee tranken, rauchten, ja starben.

Entscheidend für Einrichtungen und Übereinkünfte sind zweifellos Systeme. Die Ehe ist das System des allgemeinen Beischlafs, der gehemmten Erlebnisse, der moralischen Meinungen – dies alles sind Dressuranstalten für Menschen, die allein sich nicht benehmen können, ihre kleine Anbetung genießen müssen, die infolge dionysischen Lebens à la commis voyageurs am Abgrund standen. Der größte Teil der Literatur ist eine Institution für Eheleute und solche, die es werden wollen, für beherrschte Naturen, Anleitung zum Flirt und Teesalon.

Wer edel und schön schreibt, treibt sein Handwerk für Gemeine.

Die erhabene Schreibweise ist oft gerade naturalistisch – da sie immer, wenn auch gegensätzlich, auf das gemeine Wesen hinzeigt. Sie wird oft grotesk, da sie als bezwungene Steigerung der Wirklichkeit empfunden wird – die verschönt usw. werden soll.

Es gilt, im Roman Bewegung darzustellen – eine Aufgabe, der das Deskriptive gänzlich fern liegt. Ich wüßte kaum – warum es als Kontrakt eingeführt werden sollte. Jedenfalls die Ruhe, das Deskriptive in die Gegenstände zu verlegen, ist sinnlos. Wertvoll im Roman ist – was Bewegung hervorbringt. Ruhe ist genug da – weil das Ganze schließlich doch fixiert ist.

Ich weiß nicht, ob man Typisches gibt. Häufig werden jedoch intensiv vorgetragene und fixierte Ereignisse später als typisch empfunden.

Das Absurde zur Tatsache machen! Kunst ist eine Technik, tatsächliche Bestände und Affekte zu erzeugen.

In *Die Aktion*, 2. Jg. 1912, Sp. 1264—1269.

KRISE DES ROMANS?

Auf die Frage, die neulich an mich gerichtet wurde: ob nicht eine Krise des Romans bestehe, will ich so antworten.

Überall besteht eine Krise, wo Unsicherheit besteht. Wer sicher ist, verneint die Krise und leistet, was in ihm liegt. Der Tastende, nicht solide Geformte, nicht ausreichend Begabte, sieht eine Krise, wo nur eine Schwäche von ihm vorliegt. Das ist das [e]ine. Es gibt immer viele Schwächliche, die sich Suchende nennen; die erheben gern ein großes Geschrei von der Zeiten Not und merken gar nicht, daß sie nur gackern, weil sie ihr Ei nicht legen können.

Dann hat eine Zeit vielerlei Strömungen, Fortwirkungen der Vergangenheit, Antriebe zu Zukünftigem; dies objektiv, von oben und von weitem gesehen. In der Gegenwart gibt es allerlei Abgelebtes, das noch fortwurstelt; [e]iniges ist schon endg[ü]ltig tot und unfruchtbar geblieben; dann bewegt sich Neues. Im Roman gibt es eine Handvoll anständiger und mittelmäßiger Autoren, die das Metier des alten Romans beherrschen und damit immer neue Bücher machen, psychologische, historische, zeitgenössische und weiß ich was Romane. Sie lesen sich ganz nett, werden gebraucht, haben großen Absatz. Eine Krise besteht da gar nicht. Solche Bücher hat es immer gegeben, wird und muß es immer geben. Diese Bücher sind es eigentlich, die den Namen Roman verdienen; es gibt da eine Skala vom Indianerbuch mit grellem Umschlag bis zu – das sage ich nicht.

Eine kleine Zahl Autoren ist besonders fein, hat Spezialitäten, etwa besonderes Naturgefühl oder Sinn für Technik, Sinn für Soziales, Sinn für Seelisches. Die hamstern draußen im Leben Kenntnisse, Eindrücke und tragen sie in den Roman hinein. Solch Roman hat schon eine anderes Gesicht als der Gebrauchsroman. Aber es ist der alte Roman geblieben. Die Herren sind steckengeblieben. Sie haben etwas zu sagen, aber gießen es in den alten Schlauch. Die empfinden schon einen gewissen Jammer:

ihnen paßt der alte Schlauch meist auch nicht; aber was tun[?] Es ist wie ein Land, das eine Republik ist; die Republikaner möchten gerne Republikaner an die Spitzen, aber sie finden nur Monarchisten. Hier dämmert so etwas wie eine Krise. Einige der Herren merken freilich auch nichts, und was sie so buddeln, nennen sie, empfinden sie als den neuen Roman.

Der Roman aber taugt überhaupt nichts und ist ein abgebrauchtes Möbel. Er ist nicht Fisch noch Fleisch. Das haben schon allerhand Leute eingesehen. Am genausten ein jüngerer Autor[1], dem mit Recht die bisherige Art der Romanschreiberei als albern und unwürdig erschien. Dieser Herr hat wirklich eine Romankrise empfunden. Er hat sich vom alten Roman abgewandt und eine Reihe von Essays in loser Form gebracht. Immerhin doch noch mit einer gewissen Fabel, Handlung. Das Ganze ist sehr anständig, ehrlich und ist ein Entschluß. Ein älterer Autor[2] ist ihm auf diesem Wege gefolgt und hat ein tausendseitiges Romanwerk herausgebracht, in dem nur noch mehr Fabel und Handlung ist, aber auch verdrängt, im Hintergrund. Diesen Autoren liegt an der Gewinnung oder Darstellung eines «Weltbildes»; es ist eine intellektuelle Sache; ein charmantes Zwischengebiet zwischen Philosophie und Romanerwägungen. Formal erscheint es bald wie Plauderei, bald wie Feuilletonistik, Essayistik. Ist im Ganzen eine Schriftstellerei, die zeigt, womit die Herren und ihre Zeit sich herumschlagen, bringt hübsche Gedanken und ist schon soviel wert als manches Philosophiebuch, das sich auf seine Trockenheit etwas einbildet.

Hier ist Schaukelei, Unsicherheit, Krise. Der Roman ist im Begriff, flötenzugehen. Die Autoren hauen aber gänzlich vorbei. Es ist schon etwas am Roman, nur sehen sie es nicht. Das Entscheidende nämlich ist: der Roman ist eine Kunstgattung. Und ihn zu exekutieren erfordert zweierlei: Phantasie und Darstellungsgabe. Der Roman muß nicht zur Philosophie, sondern zur Kunstform gebracht werden. Nicht Verflüchtigung, sondern [K]onsolidierung ist das Ziel. Eine neue Form wird aber weder

durch Nachahmung von Zeitungsstil noch durch Hexameter gewonnen.[3]

Die Hand des Künstlers. Sie schütteln, weil sie das nur zur Hälfte, ja ein Drittel sind, das Kind mit dem Bade aus. Erzählen von Abenteuern, Fabulieren ist Aufgabe des Erzählers und weiter nichts. Gar nichts. Sie können die Fabel vertiefen, verbreitern über zwei Herzen, zwanzig Herzen schlagen: Die Fabel bleibt die Hauptsache. Penelope, die Freier und Odysseus ist eine Fabel. Don Quixote ist eine, aber sie ist nicht ganz so gut.

ALLES HAT SICH GEÄNDERT

«Der Naturalismus der neunziger Jahre war eine Revolution, gewiß: aber uns Heutigen scheint diese Revolution lange nicht revolutionär genug gewesen zu sein. Uns genügt es nicht mehr, die Natur abzubilden, wie etwas, das auch ohne uns geworden wäre, wie es ist: Eine solche objektive Natur gibt es gar nicht. Daran glauben wir nicht mehr. Uns kann keine noch so große Person genügen, die nur die Natur betrachtet und diese Natur dann als selbständige Außenwelt ästhetisch oder moralisch erfaßt, um hieraus kraft einer stets chimärisch bleibenden Objektivität oder Intuition Erlebnisse zu gewinnen oder Forderungen oder Ziele abzuleiten. Wir glauben nicht an die Natur außer uns: diese Natur ist nirgends wirklich! Uns bedeutet Natur *die ganze Welt*, das große In- und Mit- und Nebeneinander aller Wesen. Wir fühlen uns nie außerhalb, nie als bloße Zuschauer: es gibt gar kein Außerhalb. Für uns ist das Subjekt genau so vom Gegenstand, wie der Gegenstand vom Subjekt bedingt. Wir trennen nicht Innen und Außen: Vorgefundenes, Gewachsenes, Menschenwerk und Menschenvorurteil, Form *und* Inhalt, Elemente *und* Überbau *und* Beziehungen, Symbiose *und* Hierarchie, Beharrungswille *und* Revolution, *das* ist uns Natur. Eine *Kugel*,

ein Universum, kein einsinniger Prozeß, keine Entwicklung, kein Fluß, kein sich nach oben verästelnder Baum.

Der Naturalismus der neunziger Jahre war ‹natürlich›, insoferne er am bloß Symptomatischen, an den Oberflächen der Wirklichkeit haften blieb. Man nahm das damals für sinnliche Unmittelbarkeit und nannte es pflanzenhaft.

Uns dagegen ist Natur etwas, was man nicht von außen her anpacken kann, etwas, in dessen Ablauf wir selber stehen, in den wir eingreifen, den wir verwandeln – und auch dieses Eingreifen und Verwandeln ist uns Natur. Wir können deshalb aggressiv sein, ironisch, wir kämpfen, wir karikieren sogar oft, aber wir ahmen nicht nach. Natur ist uns die polare Spannung zwischen Ich und Welt, jedes neue echte Schöpfertum, jede prinzipielle Auseinandersetzung zwischen Chaos und Gesellschaft und Staat, zwischen Altem und Neuem, zwischen blinden Nachttrieben und bewußten Zielen, kurz der ganze Mensch und die ganze Welt.

Objektivität besteht für uns darin, daß wir die Natur wirklich und ehrlich anschauen, als unserer selbst und unseres Standorts bewußte kritische Subjekte – denn es handelt sich für uns immer um den aktivistischen Willen, selbst einzugreifen. Wir kennen das eingleisige Abrollen, in das der Einzelne nur einsinnig eingreifen konnte, nicht mehr: unsere Welt ist eine, die fortwährend geschaffen wird. Jene objektive, fertige, so-seiende Natur der älteren Generation kennen wir nicht mehr. Darum lehnen wir auch alle private Moral ab. Moral und ethischer Schwung sind gut, wenn man tote Bilder abmalt, nicht wenn man dynamisch in den Schöpferprozeß einbezogen ist, nicht wenn man bewußt in die Wirklichkeit selbst hineinspringt.

Der alte Naturalismus mag die Schalen aufgebrochen und das Leben erstmal wieder befreit haben. George mag den neuen Anspruch nach neuer Form erstmals wieder geweckt und gestellt haben – es ist dennoch erst die junge Generation, die den Mut aufgebracht hat, sich ganz den unmittelbaren Kräften der Wirklichkeit zuzuwenden, einer Wirklichkeit, die weder abso-

2F 255-21

CARL EINSTEIN

Bebuquin

HERAUSGEGEBEN VON
ERICH KLEINSCHMIDT

PHILIPP RECLAM JUN. STUTTGART

Die Umschlagabbildung zeigt Carl Einstein, gezeichnet von Max Oppenheimer. Aus: Die Aktion. Wochenschrift für Politik, Literatur, Kunst. Herausgegeben von Franz Pfemfert. Nr. 32. 1912. Sp. 1009/10.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK STUTTGART

2011.3178

Universal-Bibliothek Nr. 8057
Alle Rechte vorbehalten
© für diese Ausgabe 1985 Philipp Reclam jun., Stuttgart
Mit Genehmigung der Medusa Verlagsgesellschaft m. b. H., Wien
Gesamtherstellung: Reclam, Ditzingen. Printed in Germany 1985
ISBN 3-15-008057-6

Die Dilettanten des Wunders
oder
die billige Erstarrnis.
Ein Vorspiel. Bebuquin.

Für André Gide
Geschrieben 1906/9

Erstes Kapitel

Die Scherben eines gläsernen, gelben Lampions klirrten auf die Stimme eines Frauenzimmers: »Wollen Sie den Geist Ihrer Mutter sehen?« Das haltlose Licht tropfte auf die zartmarkierte Glatze eines jungen Mannes, der ängstlich abbog, um allen Überlegungen über die Zusammensetzung seiner Person vorzubeugen. Er wandte sich ab von der Bude der verzerrenden Spiegel, die mehr zu Betrachtungen anregen als die Worte von fünfzehn Professoren. Er wandte sich ab vom Cirkus zur aufgehobenen Schwerkraft, wiewohl er lächelnd einsah, daß er damit die Lösung seines Lebens versäumte. Das Theater zur stummen Ekstase mied er mit stolz geneigtem Haupt: alle Ekstase ist unanständig, Ekstase blamiert unser Können, und ging schauernd in das Museum zur billigen Erstarrnis, an dessen Kasse eine breite verschwimmende Dame nackt saß. Sie war so breit, daß sie nicht etwa auf einem Stuhl saß, sondern auf ihrem schwermütigen, weit ausgedehnten Posterieur. Sie trug einen ausladenden gelben Federhut, smaragdfarbene Strümpfe, deren Bänder bis zu den Achselhöhlen reichten und den Körper mit nicht zu aufregend vibrierenden Arabesken schmückten. Von ihren Seehundhänden starrten rote Rubinen senkrecht: »Guten Abend, Herr Bebuquin«, sagte sie. Bebuquin betrat einen mühselig erleuchteten Raum, in dem eine Puppe stand, etwas dick, rot geschminkt mit gemalten Brauen, die seit ihrer Existenz eine Kußhand zuwarf. Erfreut über das Unkünstlerische setzte er

sich auf einen Stuhl, einige Schritte von der Puppe entfernt. Der junge Mann wußte nicht, was ihn am Unkünstlerischen anzog. Er fand eine stille, freundliche Schmerzlosigkeit, die ihm jedoch gleichgültig war. Was ihn immer anzog, war der merkwürdige Umstand, daß ihn dies ruhig konventionelle Lächeln bewußtlos machen konnte. Ihn empörte die Ruhe alles Leblosen, da er noch nicht in dem nötigen Maße abgestorben war, um für einen angenehmen Menschen gelten zu dürfen. Er schrie die Puppe an, beschimpfte sie und warf sie wieder einmal von ihrem Stuhl vor die Türe, wo die dicke Dame sie etwas besorgt aufhob. Er wand sich in der leeren Stube: »Ich will nicht eine Kopie, keine Beeinflussung, ich will mich, aus meiner Seele muß etwas ganz Eigenes kommen, und wenn es Löcher in eine private Luft sind. Ich kann nicht mit den Dingen etwas anfangen, ein Ding verpflichtet zu allen Dingen. Es steht im Strom, und furchtbar ist die Unendlichkeit eines Punktes.«

Die dicke Dame, Fräulein Euphemia, kam und bat ihn fortzufahren, als ein dicker Herr ihn anfuhr:

»Jüngling, beschäftigen Sie sich mit angewandten Wissenschaften.«

Peinlich ging ihm das Talglicht eines Verstehens auf, daß er, wo er ein Schauspiel sehen wollte, einem anderen zum Theater gedient habe. Er schrie auf:

»Ich bin ein Spiegel, eine unbewegte, von Gaslaternen glitzernde Pfütze, die spiegelt. Aber hat ein Spiegel sich je gespiegelt?«

Mitleidig blickte ihn der Korpulente an. Er hatte einen kleinen Kopf, eine silberne Hirnschale mit wundervoll ziselierten Ornamenten, in welche feine, glitzernde Edelsteinplatten eingelassen waren. Giorgio wollte entweichen; Nebukadnezar Böhm schrie ihn wutvoll an:

»Was springen Sie so in meiner Atmosphäre herum, Unmensch?«

»Verzeihung, mein Herr, Ihre Atmosphäre ist ein Produkt von Faktoren, die in keiner Beziehung zu Ihnen stehen.«

»Wenn auch«, erwiderte liebenswürdig Nebukadnezar,

»es ist eine Machtfrage, eine Sache der Benennung und Selbsthypnose.«

Bebuquin richtete sich auf.

»Sie sind wohl aus Sachsen und haben Nietzsche gelesen, der darüber, daß man ihm das Polizeiressort nicht anvertraute, wahnsinnig wurde und in die Notlage kam, psychologisch scharfsinnige Bücher zu schreiben.«

Fräulein Euphemia bat die Herren, mit ihrem Geist rationeller umzugehen, und sie wolle gern ein Ballokal besuchen. Die beiden nickten und stampften die Holztreppe hinunter.

Euphemia holte einen Abendmantel, und Nebukadnezar ergriff ein Sprachrohr und bellte in die sich breit aufrollende Milchstraße:

»Ich suche das Wunder.« Der Schoßhund Euphemias fiel aus dem Sprachrohr; Euphemia kehrte angenehm lächelnd zurück.

»Beste«, meinte Nebukadnezar, »Erotik ist die Ekstase des Dilettanten; ich werde Sie aber in meinem nächsten Feuilleton protegieren. Die Frauen sind immer aufreibend, da sie stets dasselbe geben, und wir nie glauben wollen, daß zwei ganz verschiedene Körper das gleiche Centrum besitzen.«

»Adieu, ich will Sie nicht hindern, Ihre Betrachtungen durch die Tat zu beweisen.«

Euphemia bat, daß der Dicke etwas zu trinken und zu essen aus dem Hotel hole, und kehrte um, ihren Hund zu pflegen, von dessen Unfall sie hörte. Der Dicke ergriff einen Baum und schmerzlich an den Hals. Dann ging auch er, den Hund zu pflegen. –

Nebukadnezar neigte den Kopf über Euphemias massigen Busen. Ein Spiegel hing über ihm. Er sah, wie die Brüste sich in den feingeschliffenen Edelsteinplatten seines Kopfes zu mannigfachen fremden Formen teilten und blitzten, in Formen, wie sie ihm keine Wirklichkeit bisher zu geben vermochte. Das ziselierte Silber brach und verfeinerte das Glitzern der Gestalten. Nebukadnezar starrte in den Spiegel, sich gierig freuend, wie er die Wirklichkeit gliedern konnte, wie seine Seele das Silber und die Steine waren, sein Auge der

Spiegel. »Bebuquin«, schrie er und brach zusammen; denn er vermochte immer noch nicht, die Seele der Dinge zu ertragen. Zwei Arme zerrten ihn auf, preßten ihn an zwei feste breite Brüste, und lange Haarsträhnen fielen über seinen Silberschädel, und jedes Haar waren tausend Formen. Er erinnerte sich der Frau und merkte etwas beklemmt, daß er nicht mehr zu ihr dringen könne durch das Blitzen der Edelsteine, und sein Leib barst fast im Kampfe zweier Wirklichkeiten. Dabei überkam ihn eine wilde Freude, daß ihm sein Gehirn aus Silber fast Unsterblichkeit verlieh, da es jede Erscheinung potenzierte, und er sein Denken ausschalten konnte, dank dem präzisen Schliff der Steine und der vollkommenen logischen Ziselierung. Mit den Formen der Ziselierung konnte er sich eine neue Logik schaffen, deren sichtbare Symbole die Ritzen der Kapsel waren. Es vervielfachte seine Kraft, er glaubte in einer anderen, immer neuen Welt zu sein mit neuen Lüsten. Er begriff seine Gestalt im Tasten nicht mehr, die er fast vergessen, die sich in Schmerzen wand, da die gesehene Welt nicht mit ihr übereinstimmte.

»Mißbrauchen Sie mich, bitte, nicht«, klang die dünne Stimme Bebuquins im Spiegel. »Regen Sie sich nicht so an Gegenständen auf; es ist ja nur Kombination, nichts Neues. Wüten Sie nicht mit deplazierten Mitteln; wo sind Sie denn? Wir können uns nicht neben unsere Haut setzen. Die ganze Sache vollzieht sich streng kausal. Ja, wenn uns die Logik losließe; an welcher Stelle mag die einsetzen; das wissen wir beide nicht. Da steckt das Beste. Beinahe wurden Sie originell, da Sie beinahe wahnsinnig wurden. Singen wir das Lied von der gemeinsamen Einsamkeit. Ihre Sucht nach Originalität entspringt Ihrer beschämenden Leere; meine auch. Ich entziehe mich Ihnen ohne weiteres. Dann spiegeln Sie sich in sich selbst. Sie sehen, das ist ein Punkt. Aber die Dinge bringen uns auch nicht weiter.«

Spitzengardinen werden zusammengezogen.

Zweites Kapitel

Bebuquin wälzte sich in den Kissen und litt.

Er machte sich daran, zunächst zu erfahren, was Leiden sei, wo für ihn das Leiden noch einen Grund und Zweck berge. Er fand aber keinen; denn so oft er den Schmerz zergliederte, traf er Ursachen, oder genauer, Umwandlungen an, die alles andere als Leiden waren. Er erkannte das Leiden als Stimulanz zur Freude, als angenehmes Ausgespannt-werden und sagte sich, daß nirgends ein Leiden aufzufinden wäre, und im Ganzen in einer solchen Bezeichnungsweise eine lächerliche Naivität des Vermischens liege; daß das Logische nichts mit dem Seelischen zu tun habe, fiel ihm auf; daß es eine gefälschte Zurechtmachung wäre. Er fand das Logische so schlecht wie Maler, die für die Tugend ein blondes Frauenzimmer hinsetzen.

»Der Fehler des Logischen ist, daß es noch nicht einmal symbolisch gelten kann. Man muß einsehen, ihr Dummköpfe, daß die Logik nur Stil werden darf, ohne je eine Wirklichkeit zu berühren. Wir müssen logisch komponieren, aus den logischen Figuren heraus wie Ornamentkünstler. Wir müssen einsehen, daß das Phantastischste die Logik ist.«

Ein Grauen überlief ihn, da er der Gegenstände gedachte, die ihn stets aufsaugen wollen; wie er die Gegenstände durch seine Symbolik vernichte, und wie alles nur in der Vernichtung existiere. Hier sah er eine Berechtigung alles Ästhetischen; aber zugleich auch, daß er, da er keinen ganzen Endzweck mehr sah, den einzelnen leugnen mußte. Er sehnte sich nach dem Wahnsinn, doch seinen letzten ungezügelten Rest Mensch ängstigte es sehr. Seine einzige Rettung schien eine anständige Langweile zu sein; aber nicht, um sich damit wie der lebensfrohe Schopenhauer die Berechtigung zu einem System zu erschleichen; obwohl ihm klar wurde, daß in der Langenweile ein Stilfaktor ersten Ranges latent sei. Er blätterte in einigen Mathematikbüchern, und viele Freude bereitete es ihm, mit der Unendlichkeit umherzuspringen, wie Kinder mit Bällen und Reifen. Hier glaubte er in keinem

Hinübergehen in die Dinge zu stehen, er merkte, daß er in sich sei.

Er sah ein, daß es verfehlt sei, sich Dichter zu nennen; daß er in der Kunst immer im Rausch der Symbole bleibe. Es genügte ihm keineswegs, daß die Technik der Poesie symbolisch sei, und ihre Gegenstände damit einen ganz anderen Sinn erhielten; noch immer fand er, daß die sprachliche Darstellung eben nur unreine Kunst sei, gemessen an der Musik. Er verwünschte die Anstrengungen der Wissenschaftler, die Musik auf reale physiologische Vorgänge zurückzuführen. Aber es berührte ihn entschieden angenehm, daß sie ihre Verdauung interpretierten, doch alles Künstlerische mit großer Sicherheit umgingen. Es freute ihn, wie sich hier eine alte Meinung bestätigte, daß die Teile über das Ganze garnichts aussagten, das Synthetische in der logischen Analyse die unbewußte Voraussetzung sei; und man gerade die Hauptsache somit sicher umgehe, wie es diese Psychologen taten.

Traurig rief er aus, »welch schlechter Romanstoff bin ich, da ich nie etwas tun werde, mich in mir drehe; ich möchte gern über Handeln etwas Geistreiches sagen, wenn ich nur wüßte, was es ist. Sicher ist mir, daß ich noch nie gehandelt oder erlebt habe.«

»Auch nie genossen, Idiot«, fauchte Nebukadnezar in die Stube, und schlug wieder den Deckel des Nachtstuhles zu. Leuchtende kleine Wolken glühten auf, und ein Vorhang aus Mull mit zarten Blumen überdeckt, wurde auseinandergezogen.

»Mein Herr, Sie faselten eben von einer reinlichen Scheidung Ihres Ichs. Ich merke, Sie suchen Gott. Nun ja, ich gestehe, es ist schwer einzusehen, daß alles Relative eben durch den Genuß und ähnliche passive Räusche absolut wird. Den Weg zu Dingen zu vergessen, haben Sie eben noch nicht fertig gebracht, aber die Resultate sind gleich, Sie Säugling mit der Denkerstirn«, schrie er mit erhobenem Zeigefinger. »Ich habe mich noch nie dafür interessiert, was ich genieße, aber daß ich genieße, war mir stets von größter Wichtigkeit.«

»Mein Herr, Sie suchen Zwecke mit ihrem Bauch. Entfernen Sie sich. Im übrigen war Ihre jenseitige Genußmaschine gefährlich. Ich wohnte doch Ihrem seligen Abscheiden bei.«

»Sie sehen also immer noch nicht ein, daß lediglich die Nervenstränge rissen. Mein ciseliertes Hirn war bei weitem dauerhafter. Es ist empörend, daß Ihr mißlicher Ernst mich stets zu faulen Witzen reizt. Jetzt haben Sie Ihre eigenste Spiegelung weg.«

Er setzte sich zu Bebuquin ins Bett.

»Bebuquin«, begann er gütig, »Sie sind ja immer noch ein Mensch. Variieren Sie sich doch einmal, monotoner Kloß. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen von den Gärten der Zeichen, die Geschichte von den Vorhängen erzähle. Narzissus, Unproduktiver.« Giorgio zog sich die Decke von den Ohren, steckte einen Cakes in den Mund, und Böhm hub an:

Drittes Kapitel

Die Geschichte von den Vorhängen.

Ich stand vor einem großen Stück aus Sackleinwand und schrie: »Knoten seid ihr.«

»Müssen Sie denn immer schimpfen?«

»Unterbrechen Sie mich nicht. Aber ich habe das Bedürfnis, mich zu dokumentieren. Bald merkte ich es, daß niemand anders die Sackleinwand sei, als ich. Es war die erste Selbsterkenntnis. Aber ich drang weiter. Ein großes Gepolter begann. Ein Sturm zerriß mich. Ich schrie vor Schmerz. Ich merkte, wie der größte Teil der Leinwand zum Teufel ging. Aber dann war ich total von mir geblendet. Denken Sie, ich war ein stählernes Gebirge, das auf dem Kopf stand. Zarte Seelenblumen cachierten die Abgründe, die mit keinem Schock Sofakissen auszufüllen waren. Ich begriff den ganzen Unsinn und merkte, daß ein Sandkorn bei weitem wertvoller sei als eine unendliche Welt. Es ging mir auch das Infinitesimale, das Wunder der Qualität auf, das weder historisch, noch sonst wie aufgelöst werden kann. Jedenfalls merkte ich

mir, daß es lediglich auf eine möglichst ungehinderte Bewegung ankomme. Ich gestehe zu, daß hier das Logische nicht ausreicht, weil jedes Axiom das andere widerlegt. Denken Sie daran, daß man mit dem Satze vom kausalen Denken eben gerade auf das Unkausale kommt, aber mit grüner Ergebung gehe ich auf die Hauptsache los. Ich sagte mir, Böhm werde dich los. Alles Persönliche ist unproduktiv. Sei Vorhang und zerreiße dich. Beschimpfe dich so lange, bis du etwas anderes bist. Sei Vorhang und Theaterstück zugleich. Wenn du eine Sehnsucht hast, dann handle stets im umgekehrten Sinn; denn sonst steckst du zu bald im Leim. Ich habe es stets gesagt, das Umgekehrte ist genau so richtig. Aber gehen Sie nicht mehr auf zwei Beinen. Warum amputieren Sie nicht eins heroisch unter der Bettdecke weg? Genuß verlangt Selbstbeherrschung und Qual.

Grundsatz: vermeiden Sie das Gleichgewicht.

Sie sehen, meine silberne Gehirnschale ist asymmetrisch. Darin liegt meine Produktivität. Über den sich fortwährend verändernden Kombinationen verlieren Sie das unglückselige Gedächtnis für die Dinge und den peinlichen Hang zum Endgültigen. Was Sie bisher nicht zu denken wagten. Die Welt ist das Mittel zum Denken. Es handelt sich nicht um Erkennen, das ist eine phantastische Tautologie. Hier geht es um Denken, Denken. Dadurch ändert sich die ganze Affäre, mein Herr. Genies handeln nie, oder sie handeln nur scheinbar. Ihr Zweck ist ein Gedanke, ein neuer, neuester Gedanke.

Mein Herr, verstehen Sie jetzt den großen Napoleon. Der Mann war nicht ehrgeizig. Das ist die Projektion der Universitätsintriguen und der Dilettanten. Der Mann versuchte immer neue Mittel, um denken zu können; aber er war etwas Ideologe. Nur eines bitte ich mir aus: werfen Sie mich nicht mit der haltlosen Gefühlsduselei eines Pantheisten zusammen. Diese Leute haben nie ein gutes Bild begriffen; da steckt ihr Fehler. Das sind unkonzentrierte Gymnasiasten, die deswegen über einen Begriff nicht hinauskommen, und gerade den leugne ich. Der Begriff ist gerade so ein Nonsens, wie die Sache. Man wird nie die Kombination los. Der Begriff will zu

den Dingen, aber gerade das Umgekehrte will ich. Ich richte meine Aufmerksamkeit auf den Genuß. Sie wissen nun, daß mein Ende fast als ein tragisches zu bezeichnen ist. Ziehen Sie sich aber an. Wir wollen einer hypothetischen Handlung beiwohnen, nämlich meinem Seelenamt.«

Viertes Kapitel

Seit Wochen starrte Bebuquin in einen Winkel seiner Stube, und er wollte den Winkel seiner Stube aus sich heraus beleben. Es graute ihm, auf die unverständlichen, niemals endenden Tatsachen angewiesen zu sein, die ihn verneinten. Aber sein erschöpfter Wille konnte nicht ein Stäubchen erzeugen, er konnte mit geschlossenen Augen nichts sehen. »Es muß möglich sein, genau wie man früher an einen Gott glauben konnte, der die Welt aus nichts erschuf. Wie peinlich, daß ich nie vollkommen sein kann. Doch warum fehlt mir sogar die Illusion der Vollkommenheit?« Da merkte er, daß eine gewisse Vorstellungsfähigkeit des Tatsächlichen noch in ihm sei. Er bedauerte dies, wiewohl ihm alles gleichgültig erschien. Es war nicht, daß die generellen Instinkte in ihm abgestorben wären. Er sagte sich, daß der Wert etwas Alogisches sei, und er wollte damit nicht Logik machen. Er spürte in diesem Widerspruch keine Belebung, sondern Aufhebung, Ruhe. Nicht die Verneinung machte ihm Vergnügen. Er verachtete diese prätentiösen Nörgler. Er verachtete diese Unreinlichkeit des dramatischen Menschen. Er sagte sich, vielleicht nötige ihn nur seine Faulheit zu dieser Betrachtung. Doch die Gründe waren ihm nebensächlich. Es handelte sich um den Gedanken, der logisch war, woher auch seine Ursachen kamen.

Böhm begrüßte ihn leise und freundlich. Er wollte sich nach seinem Tode etwas schonen, da er noch nichts Sicheres über die Unsterblichkeit wußte. »Es ist anständig und läßt Sie in gutem Licht erscheinen, wie Sie sich mit Todesverachtung um das Logische bemühen. Aber leider dürften Sie keinen

Erfolg haben, da Sie nur eine Logik und ein Nichtlogisches annehmen. Es gibt viele Logiken, mein Lieber, in uns, welche sich bekämpfen, und aus deren Kampf das Alogische hervorgeht. Lassen Sie sich nicht von einigen mangelhaften Philosophen täuschen, die fortwährend von der Einheit schwatzen und den Beziehungen aller Teile auf einander, ihrem Verknüpftsein zu einem Ganzen. Wir sind nicht mehr so phantasielos, das Dasein eines Gottes zu behaupten. Alles unverschämte Einbiegen auf eine Einheit appelliert nur an die Faulheit der Mitmenschen. Bebuquin, sehen Sie einmal. Vor allen Dingen wissen die Leute nichts von der Beschaffenheit des Leibes. Erinnern Sie sich der weiten Strahlenmäntel der Heiligen auf den alten Bildern und nehmen Sie diese bitte wörtlich. Doch das alles sind Gemeinplätze. Was Ihnen, mein Lieber, fehlt, ist das Wunder. Merken Sie jetzt, warum Sie von allen Sachen und Dingen abgleiten? Sie sind ein Phantast mit unzureichenden Mitteln. Auch ich suchte das Wunder. Denken Sie an Melitta, die aus dem Sprachrohr fiel, und wie ich mich blamierte. Man braucht die Frauen überhaupt nur, um sich zu blamieren. Es ist das eine Selektion, die gerecht ist, gerade weil in der Frau nur Dummheit steckt. Darum redet man bei ihr von Möglichkeiten und meint zuletzt, daß die Frau phantastisch sei. Hinter eines kam ich seit meinem seligen Abscheiden. Sie sind Phantast, weil Sie nicht genügen können. Das Phantastische ist gewiß ebenso Stoff- wie Formfrage. Aber vergessen Sie eines nicht. Phantasten sind Leute, die nicht mit einem Dreieck zu Ende kommen. Man soll nicht sagen, daß sie Symbolisten sind. Aber in Gottes Namen, Ihnen ist dieser Dilettantismus nötig. Sie sahen noch nie ein paar Leute, nie ein Blatt. Denken Sie eine Frau unter der Laterne, eine Nase, ein Lichtbauch, sonst nichts. Das Licht, aufgefangen von Häusern und Menschen. Damit wäre noch etwas zu sagen. Hüten Sie sich vor quantitativen Experimenten. In der Kunst ist die Zahl, die Größe ganz gleichgültig. Wenn sie eine Rolle spielt, so ist sie bestimmt abgeleitet. Mit der Unendlichkeit zu arbeiten, ist purer Dilettantismus. Hier gebe ich Ihnen noch einen Ratschlag, der Sie später vielleicht

anregt. Kant wird gewiß eine große Rolle spielen. Merken Sie sich eins. Seine verführerische Bedeutung liegt darin, daß er Gleichgewicht zustande brachte zwischen Objekt und Subjekt. Aber eines, die Hauptsache vergaß er: was wohl das Erkenntnistheorie treibende Subjekt macht, das eben Objekt und Subjekt konstatiert. Ist das wohl ein psychisches Ding an sich? Da steckt der Haken, warum der deutsche Idealismus Kant dermaßen übertreiben konnte. Unschöpferische werden sich stets am Unmöglichen erschöpfen. Keine Grenzen kennen, wieviel Seelisches die Gegenstände ertragen, verantworten können. Alle Unendlichkeitsrederei kommt von ungeformter arbeitsloser Seelenenergie. Es ist der Ausdruck der potentiellen Energie, also eine Sache des kräftigen Nichtkönnens.«

Fünftes Kapitel

Um die Tische verbanden sich die Wiener Rohrstühle zu rhythmischen Guirlanden. Die Nase eines Trinkers konzentrierte die Kette jäh. Die Lichter hingen klumpenweise von der Decke und zerplatzten die Wände zu Fetzen. »So vernichtet eines den anderen«, bemerkte hierzu der jugendliche Maler Heinrich Lippenknabe.

»Ich bin darauf dressiert, überall die Negation aufzufinden.

Ja, trotzdem die Gemütlichkeit der Vernichtung ist das Interessanteste. Lachhaft ist die Gespanntheit von allem. Ich bedaure, daß sich Kunst und Philosophie die Aufgabe stellen, dies immer Fragmentarische als ruhende Form zu geben. In unserem Energieverbrauch muß es Teilungsgewohnheiten geben. Die Energie der Form verbirgt oft allzu heftige Angst vor Erweiterung, beweist den Rhythmus der Müdigkeit.

Immer beschäftigte es mich, alles nur vorläufig zu betrachten. Immer stieß ich auf Zustände der Völker, wo diese ablassend von strengen Werten nach kurzer Irre sich der Kunst zuwandten und hier sich Absolutes erschlichen mit dem Unterbewußtsein, dies sei erlaubt, und führten nämlich ihre

ästhetischen Gründe an in artistischem Sinne. Bald vergaßen sie diese und hatten gemächliche Werte, auf denen es sich bequem ausruhen, arbeiten und leben ließ. Das Ästhetische reagierte ethisch ab, zunächst mit Übertreibungen.

Ich gestehe, mit Vergnügen bemerkte ich, daß sich aus der symbolischen Kunst eine Formkunst bei einigen Begabteren abtrennte, aber vielleicht schuf das Symbol das Artistische, da dieses die Grenzenlosigkeit des ersteren überwinden mußte, woraus sich die heutige Scheidung ergibt.

Fiel es Ihnen nicht auf, daß die früheren Christen durch die Bilder disputieren und denken, und gerade darum waren sie zur größten Energie der Form und zur beständigen sinnlichen Variation eines in sich stille Bleibenden gezwungen.«

Bebuquin sagte: »Das Verdienst Schopenhauers, die Ruhe als Wesen aller Dinge und Subjekte eingeführt zu haben, ist stets hervorzuheben. Er gab damit die unbewegte Idee Platos wieder, das strenge, unberührte Gesetz; aber fürwahr, das Wesen ist ein Nichts. Doch ist die Reduzierung auf Eindrücke peinlich. Schwerlich werde ich mir einmal über den Produktiven klar. Dieses kindliche Suchen nach einem Anfang wird mich schädigen.«

Euphemia trat in das Café ein. Das gelbe Licht gab ihren Röcken, – die sich wie Wogen von Rudern bewegten, über ihren straffen Beinen schäumten, – Konturen, die in ihrem Hut zusammenliefen und an dem weit überhängenden Federbouquet ihres Hutes versprühten. Man hatte sie seit langem nicht mehr gesehen, da sie mit einem Knaben niedergekommen war. Die Geburt war für ihren Körper anscheinend vorteilhaft gewesen. Unwillkürlich dachte Bebuquin, an dem Kinde habe sie sich ihres Fettes, ihrer bisherigen schlechten Erfahrungen entledigt. Sie sah geradezu jungfräulich aus.

»Was ist doch das für ein Unglück, daß wir Männer vom Weibe kommen.«

Euphemia: »Nun, mein Junge, wie habe ich mich erholt?«

Heinrich Lippenknabe hub aber ein Lied an, das der bleiche lange Piccolo mit dem Rauschen der Vorhänge und dem Klingen der metallenen Schnürgriffe accentuierte.

»Weit stinkt uns die Einsamkeit entgegen.
Auf allen unseren grauen Wegen
krallt unser Auge sich an einen blauen Fleck,
die Einsamkeit,
es ist ein dunkelklitschig Zimmer
ohne Wände, doch hat keiner ihre Höhe je ermessen.
Um uns tanzt der Kosmos voll Finessen,
doch fällt auf mich kein Schimmer.«

»Hören Sie mit dem Blödsinn auf. Ich möchte die ganze Geschichte in mich konzentrieren.«

»Das können Sie ohne weiteres, glauben Sie es einfach.

Ich dachte schon oft, daß unsere Meinungen als strenge Umkehr der Tatsachen aufgefaßt werden können.

Negation besagt garnichts, ebenso wenig die Bejahung. Das Künstlerische beginnt mit dem Wort anders. Künstlerische Formen können sich dermaßen verfestigt haben, über die Dinge hinausgewachsen sein, daß sie einen neuen Gegenstand erschaffen. Ihnen ist die Welt zum Greuel geworden, die sich dem Maskenspiel des Dichters opfern soll. Aber wir sind in unser Gedächtnis eingeschlossen, auf Tautologien angewiesen – – ich sehe dabei von der Existenz des Wortes »Form« ab.

Das Wesentliche dieses Wortes ist, daß es mit Nichts alles enthält, aber zugleich mehr ist, als Begriff oder Symbol. Auf der einen Seite geht es über das Logische weit hinaus und läßt von der Erfahrung bedeutendere Merkmale zurück; sie besitzt Selbstbewegung, Ruhe und Bewegung sind zugleich in ihr eingeschlossen. Das Symbol gab die Vor- und Nachfolgen der Form, das Empirische und ein Fremdes; die Form aber verbarg sich ungesehen zwischen den beiden Gliedern. Die Form weist auch über die Kausalität hinaus, zugleich besitzt sie vorzüglichere Eigenschaften, als die Idee; sie ist mehr als ein Prozeß. Vor allem aber vermag sie sich mit jedem Organ und Ding zu verbinden; da ihre Verpflichtung an die Gegenstände eine denkbar lose ist, gebietet sie diesen ohne Vergewaltigung. In ihr beendet sich die christliche Verneinung der Gestalt; gerade jene wird von ihr erstrebt mit den

reinen Kräften der Seele. Der Christ gab nie ein wenigstens scheinbares Endresultat, er verneinte und vergewaltigte krampfhaft. Vielleicht gebiert die Form neue Gegenstände; sie ist von ihrem Ursprünglichen entfernter, als der Begriff, und eine Deduktion von ihr ist durchaus von einer begrifflichen unterschieden. Die Anschauung gewinnt in ihr eine Kraft, die vorher dem Begriff allein zugesprochen wurde.«

Sechstes Kapitel

Eine blaue Hutfeder Euphemias besoff sich blitzend in der grünen Chartreuse.

Bebuquin schaute mit seinem linken Bein in die Ecke der Bar, wo Heinrich Lippenknabe nachdenkerisch in die broncierte Nabelhöhle einer Hetäre eine Orchidee arrangierte und sie mit Cognac begoß.

»Wer ist der Vater?« schrie die Büffetdame.

Der Schein der elektrischen Lampen fuhr ihr durch die Spitzen zum Knie, tanzte über die Kristallflacons und die Sektkühler erregt rückwärts; das sonst anständige elektrische Licht!

»Keiner«, schaute Euphemia mit kreisförmig ausgebreiteten Augen. »Ich kriegte ihn im Traum.«

»Quatsch«, rief Heinrich Lippenknabe, »sie meint ein vergebliches Präventiv.«

»Erstens hatte ich keine Ahnung, wer der Vater sein kann. Das ist auch gleichgültig.« Sie sah erschreckt drein.

»War es vielleicht Böhm?« fragte Bebuquin.

Euphemia schrie senkrecht auf.

»Der kommt immer, er wird das Kind stillen, er hat jetzt eine solch milchfarbene Schädelplatte, seit er starb, und er benutzt seinen Schlingdarm, für den er jetzt keine Verwendung mehr hat, als Zither und singt sehr ergreifend dazu den Pythagoräischen Lehrsatz. Er sagte, der Junge müsse ein ganz intellektueller werden.«

»Ja, dein Embryo schrieb doch eine philosophische Arbeit

und doktorierte auf Geburt; nicht wahr, die Geschichte heißt: die zerstörte Nabelschnur oder das principium individuationis.«

»Ja«, flüsterte Euphemia, »er hat bereits der Welt entsagt, er wird geistig, ist ganz wunschlos, unreinlich und schweigsam. Außerdem hat er eine sensible Haut, die wechselt fortwährend Farbe. Kann man ihn nicht als Reklametransparent benutzen? Man spart farbige Glühlampen.«

»Das Alogische wächst, das Alogische siegt, er wird nicht abgeleitet.«

Bebuquin balancierte auf dem kippligen Barstuhl.

»Darum, meine Damen, werden so viele verrückt. Wir entbehren der Fiktionen, der Positivismus ruiniert.«

Die Buffetdame kniete verzückt zwischen den Sektkühlern.

»Herr, wir konzipieren zu materiell.«

Ihr Spitzenkleid umglitzerte sie, Ornament des Traums.

Die Sektkühler, heilige Gefäße des Unsäglichen. »Wir opfern nichts mehr«, schrie Bebuquin auf die Straße, »Das Sublime geht verloren. Das Wunder kritisiert Ihr, das Wunder hat nur Sinn, wenn es leibhaftig ist, aber Ihr habt alle Kräfte zerstört, die über das Menschliche hinausgehen.«

»Ich will, daß der Geist sichtbar werde«, stöhnte Heinrich Lippenknabe.

»Das Nichts soll sich materialisieren«, die Dame mit der Orchidee in der Nabelhöhle.

Böhm stand unter ihnen.

Er sagte:

»Das Naturgesetz soll sich im Alkohol besaufen, bis es merkt, es gibt irrationale Situationen, und einsieht, gesetzmäßig ist nur der Demokrat mit dem Reichstagswahlrecht und die Schwachheit. Das Gesetz realisiert sich seelisch nie, es hängt sinnlos an dem Nagel irgend eines schlechten Mathematikaxioms.

Wenn etwas auf das Gesetz erkannt wird, beweist es nur, die Sache ist als Erlebnis überlebt. Das Gesetz ist die Vergangenheit, dem Tod unterworfen.

Sic.

Es fehlen uns die Ausnahmen.

Zu wenig Leute haben den Mut, vollkommenen Blödsinn zu sagen. Häufig wiederholter Blödsinn wird integrierendes Moment unseres Denkens; bei einer gewissen Stufe der Intelligenz interessiert man sich für das Korrekte, Vernünftige gar nicht mehr.

Die Vernunft macht zu viel Großes, Erhabenes zum Grotesken, Unmöglichen. An der Vernunft ruinierten wir Gott die umfassende Idiosynkrasie.

Welches Recht hat die Vernunft dazu. Sie sitzt.

Auf der Einheit.

Da sitzt die Gemeinheit.

Es gibt so viele Welten, die garnichts miteinander zu tun haben, so wenig, wie grüne Chartreuse mit den Visionen, in die sie sich umsetzt.

Wenn ein sympathischer Zeitgenosse sich mit Außerordentlichem abgibt, sperren sie ihn ins Irrenhaus.

Meine Herren, der Mann interessiert sich nur nicht für Ihre rationale Welt. Warum wollen Sie denn nicht einsehen, wenigstens daß Ihre Vernunft langweilig ist?

Alles stilisiert die Vernunft, das meiste verschleißt sie zu angeblich belanglosen Übergängen, das andere ist Kanon, das Wertvolle, das Langweilige, Demokratische, das Stabile.

Meine Herren, die Intelligenz und Phantasie der Leute hat sich darin zu zeigen, das man den Blitz einfängt, differenzieren Sie. Ich versichere Sie, ich zum Beispiel lebe nur, weil ich mich mir suggeriere, in Wirklichkeit bin ich tot. Sie wissen doch, ich ließ mich einsargen. Aber ich versprach mir, als Reklame für das Unwirkliche herumzulaufen, bis irgend ein Idiot ein Wunder an mir erlebt. Sehet, Babys, unwirklich, nichts, das sind Bezeichnungen für eure schlechten Augen. Wenn es eine künftige Fülle gibt, dann kommt sie aus dem Nichts, dem Unwirklichen. Das ist die einzige Garantie für die Zukunft.

Der Utilist und der Vernünftler sagen für das Imaginäre Trug und Maja, für das Nichts Vacuum oder Äther. Das sind

Leute, die wollen alles in den Mund nehmen und essen oder zu einer Moral aufschneiden. Aber das Nichts ist die indifferente Voraussetzung allen Seins. Das Nichts ist die Grundlage, nur darf man nicht an Robert Meyer glauben und alle Existenz ist doch nur eine Einschränkung des Nichts. Die Existenz in Formen ist ein Sofa, eine Schlummerrolle, eine ebenso unverbindliche, wie langweilende Konvention. Wenn man frei und kühn zum Leben in vielen Formen ist, wenn man den Tod als ein Vorurteil, einen Mangel an Phantasie ansieht, dann geht man aufs Phantastische, das ist die Unermüdlichkeit in allen möglichen Formen. Ich gebe zu, die Vernunft macht alles bequem, sie konzentriert, aber sie zerstört zu viel, macht zu vieles lächerlich und gerade das Größte. Man muß das Unmögliche so lange anschauen, bis es eine leichte Angelegenheit ist. Das Wunder ist eine Frage des Trainings.

Euphemia, euch mangelt ein Kult.

Der Romantiker sagt: seht ich habe Phantasie, und ich habe Vernunft, ich bin sonderlich und sage mitunter Sachen, die es nicht gibt, wie euch das meine Vernunft hinten nach zeigt. Wenn ich sehr poetisch sein will, sage ich dann, die Geschichte hat mir geträumt. Aber, das ist mein sublimstes Mittel, damit muß man sparen. Und dann kommen noch Masken und Spiegelbild als romantischer Apparat. Aber, Herrschaften, da ist Ästhetizismus bei. Beim Romantiker macht man einen Schritt vorwärts und zwei zurück. Das ist ein zuckendes Klebpflaster.«

Er begoß die noch nicht Verschiedenen mit Absinth.

»Hier ein Mittel des Dilettanten.«

Bebuquin fuhr Euphemia an die Nase und umarmte sie zugleich leidenschaftlich.

Ein Sturmregen pointilliert die großen Scheibenfenster.

»Wir bedürfen einer Sündflut.

Man hat bis jetzt die Vernunft benutzt, die Sinne zu vergröbern, die Wahrnehmung zu reduzieren, zu vereinfachen. Im ganzen, die Vernunft verarmte; die Vernunft verarmte Gott bis zur Indifferenz; töten wir die Vernunft; die Vernunft hat

den gestaltlosen Tod produziert, wo es nichts mehr zu sehen gibt. Noch für Dante war der Tod ein Vorwand für Glanz, Farbe, Reichtum und Lust. Nehmen wir unsere Sinne, entreißen wir sie der Ruhe der Stupidität platonischer Ideen, beobachten wir den Moment, der viel eigenartiger ist, als die Ruhe, weil er differenziert und charakteristisch ist, gar keine Einheit hat, sondern sich zwischen vorn und hinten restlos aufteilt.«

Der tote Böhm tanzte dankend auf Euphemias Hut und versank im Buffet; er legte sich wieder in eine seltsame Cognacsorte, die er von jeher geliebt.

Siebentes Kapitel

Die drei Bogenlampen schweben in der Bar. Ihre Strahlen losgelöst vom inneren Lichtkern durchbohrten sich wie Stricknadeln. Böhm im Cognac stieg heraus, tanzte hinter den Kristallflacons der farbigen Schnäpse, leise trällernd den Cancan des Chamäleons serpentina alcoholica.

Die Monde der Bogenlampen wurden obscön, ihre Strahlen fingerten in der Dekolletage der Damen, man hörte auf Bebuquins leise trockene Stimme, der von seiner letzten Liebschaft erzählte.

»Der Abschied von der Symmetrie.

Meine letzte Geliebte stand im Garten zur sympathischen Kurve – ist eine Vase aus Knidos. Ein reiches Weib besaß sie, konnte sie aber nicht um sich vertragen, weil sie die Konkurrenz mit der Vase nicht bestreiten konnte. Sie stieß bedeutend mit der Zunge an und sah ästhetische Jünglinge bei sich. Um Bildung zu markieren, zeigte die Dame den Jünglingen stets die knidische Vase. Also die Jünglinge verglichen kunstgewerblich die Dame mit der Vase. Der Pot hatte unbedingt die Form eines schlanken Weibes, die Dame zog dabei den kürzeren und kam mit ihrer Liebe zur Kunst nicht auf ihre Kosten. Diese Vase ruinierte mich fast, meine Sinne waren ziemlich abstrakt gestimmt. Ich suchte wochenlang nach der Frau, welche die Proportionen der Vase habe. Selbstverständlich vergeblich. Höchstens die Puppe in Euphemias billiger Erstarrnis. Aber das stimmte alles nicht. Im Traum stieg ich zur Vase und zerbrach sie regelmäßig. Das Gefäß machte mich zum Klassicisten, zum symmetrisch geteilten Stilisten. Da fand ich's. Die Symmetrie ist wie die platonische Idee eine tote Ruhe. Böhm sagte mal, ich sollte mir ein Bein amputieren. Das war brutal, aber ganz richtig. Doch die Sache war mir damals nicht klar, die Symmetrie ist langweilig wie die Mechanik. Zuletzt ließ ich mir die knidische Vase schenken. Damit war der Dame des Hauses und mir gedient. Nach einer ziemlich schlimmen Nacht schlug ich den Topf entzwei. Es ging ums Leben. Seitdem bin ich Romantiker geworden.«

Bebuquin sah garnicht, daß die Hetäre und Euphemia krampfhaft unter den Bogenlampen saßen, Liköre tranken und in das Licht starrten. Lippenknabe küßte seine Maitresse auf den Arm. Grell schrie sie auf und wehrte den Maler deutlich mit einer langen spitzen Hutnadel aus dem zuckenden Lichtkreis ab.

Er zog sich notgedrungen zurück.

Die Frauen lagen verzückt unter den starren, stechenden Dolchen der Bogenlampen.

Sie stöhnten wie Tiere.

Die Lampen begannen zu zucken, sie zischten.

Bebuquin drehte die Leitung ab.

Die Frauen schraken verstört auf.

Der Maler sagte eifersüchtig:

»Sonnenkult« und ging.

Bebuquin blieb mit den Frauen. Man trank weiter, der Alkohol redete wie Gott aus dem Munde der Propheten.

Der fahle Morgen betupfte die Scheiben.

Er krauchte die Häusermauern hinunter.

Die drei Leute ängstigten sich vor der Trennung.

Denn man geht erst, wenn die Erschöpfung vollendet ist.

Sie kauerten zusammen, eine kalte, feuchte Schlange zog sich immer enger um die drei.

Der Schrecken des Farbenwechsels der übergehenden Zeiten machte sie stumm. Die Nacht, welche die vom Licht

übergrellten Gesichte liebt, starb in den Tag hinein. Man fühlte, man müsse die Nächte zu einem ernsten Training benutzen, denn die drei wollten um jeden Preis Visionäre werden, ganz unmenschlich sein. Sie waren ihres Körpers und seiner Formen unabweislich müde geworden und spürten, daß sie sich verzerren müßten.

Unter der blöden Sonne gingen die Grauen heim.

Die Landschaft war auf ein Brett gestrichen, die aufgerissenen Augen spürten nicht mehr vor Überreizung, daß es heller und klarer wurde. Das Licht der Glühlampen und die sie umhüllende Finsternis steckte noch in den Sehnerven. Bebuquin suchte weinend der Sonne in einen imaginären Bauch zu treten. Ein Brillant über Euphemias Décolleté fing das unverbrauchte Morgenlicht auf, koncentrierte das Licht. Giorgio erschrak vor der Blitzenden, schrie »verflucht« und suchte ihre Wohnung auf. Die Hetäre zog allein weiter. Man ließ sie unbenutzt stehen, sie spannte ihren pfaufarbenen Schirm auf, sprang wild ein paarmal in die Höhe, dann fügte sie sich in die Fläche einer Litfaßsäule, sie war nur ein Plakat gewesen für die neueröffnete Animierkneipe »Essay«.

Achtes Kapitel

Durch die regengepeitschte Nacht fuhr in ihrem Auto die Schauspielerin Fredegonde Perlenblick. Sie hörte außerdem auf den Namen Mah bei jüngeren Liebhabern, Lou, wenn sie dämonisch war, und Bea, wenn sie eine Familie zu ersetzen suchte. Sie fuhr mit zwei erschrecklich blendenden Scheinwerfern, die im glitschrigen Asphalt, in dessen Regenwasser die Schatten der letzten Trotteurs gaukelten, weiße Lichtgruben aufrissen. Ihre Autohuppe hatte entschieden dramatische Kraft. Der Chauffeur hielt einen tragischen Recitationsstil inne, die Huppe hatte das dramatische R. Auf dem Dache des Coupés war ein Kintop angebracht, der den verschlafenen Bürgern zeigte, wie die Schauspielerin Fredegonde Perlenblick sich auszog, badete und zu Bett ging. Ehe es dunkel

wurde, erschien über dem Bett kalligraphisch »Endlich allein?« Unter der Bilderreihe des rasenden Kinema stand zum Beispiel »Ich trage den Strumpfhalter ›Ideal‹« oder sonst irgend eine wertvolle Empfehlung. Die Schauspielerin ließ vor der Bar halten. Sie stieg aus, es war noch niemand da. Ihr erster zündender Blick, der das Lokal durchkreiste, blieb unerwidert.

Sie setzte sich hin und war schön für sich selbst.

Bebuquin stieg über die Schwelle.

»Gnädigste, Sie sitzen auf einer Hypothese.«

»Ja, ich bin wie ein verkleideter Knabe.«

Die Dame zog den Blick Nummer fünf. Sie merkte, diesmal müßte sie auf höherem Niveau einsetzen.

»Gnädigste wissen Sie, Sie beweisen mir durchaus die Nichtexistenz des Materiellen.«

»O, wir werden ja auch beim Theater, soweit angängig, Stilisten. Ich habe schon ein Reformkleid versucht, aber das ist so schwer zu tragen. Entweder man sieht wie permanente Jungfrau aus, oder schlechthin verheiratet. Ein Mittelstück gibt's da garnicht.«

Sie markierte erregten Busen.

Man war still.

Der schalkige Böhm befunkelte aus seiner Cognacbütte den Hals Fredegondes. Sie reagierte. Bescheiden sprach er:

»Gnädigste, wollen Sie einen Edelstein aus meinem Kopf?«

»Ich habe den Büchmann und eine lyrische Anthologie. Das genügt«, sagte sie entrüstet.

»Ich meine ja ganz richtige.«

»Vorher mußte ich auf einer Hypothese sitzen, und jetzt wollen Sie mir immaterielle Juwelen verzapfen. Mein Herr, achten Sie den Intellekt eines Weibes.«

»Kindchen, hast Du schon von einem verkehrten Kaffee gehört? Sieh, gönn uns den bescheidenen Sport der Verrücktheit.«

»Aber man muß natürlich sein. Ich bin immer so natürlich.« Jetzt lächelte sie bereits.

Böhm schnalzte ihr flink einen Edelstein auf den Hals und redete mit furchtbarer Stimme.

»Jetzt bist Du in die Träume gezogen.

Schmerzkakadu los!«

Der Giebel des Buffets färbte sich bunt. Vogelaugen starrten, die Wände der Bar überzogen sich mit Vogelfedern, und man hörte ein Gerattel von Flügeln, man spürte, es wird geflogen, höher, wilder in den Wahnsinn.

Die Schauspielerin schrie:

»Drehbühne! Shakespeare bei Reinhardt«, und hielt krampfhaft ihre Handtasche.

Die Flügel des Kakadus wurden mit Menschen angefüllt.

Euphemia saß über allen, Emil den phosphoreszierenden Embryo auf dem Schoß, und rief:

»Herrschaften, heute wird schwarz weiß.

Wir werden so wütend, daß wir hintennach kein Wort mehr reden werden.

Oh ich bin ja nur die Wachspuppe aus der billigen Erstarrnis.«

Jetzt sahen sie von sich ausgehend eine Reihe; es tanzten um sie die vergangenen Jahre, die rauften.

»Wir müssen auf die Sinne«, rief Böhm.

»Kinder, im Himmel gibt's nur verzückte Augen. Wir müssen so genau sehen, daß darin alles Wissen steckt.«

Aufgeregt starrte das Volk auf der Straße nach dem großen Tier, das in der Luft torkelte und schrie:

»Es kommt der Lebendige.«

Der Vogel schrie in Graurot:

»Ich bin ein Beweis, es kann auch anders zugehen.«

Die Menschen klapperten vor Angst, ob sie es ertragen konnten.

Meistens bleibt man ja im dilettantischen Schrecken stecken.

Und endet mit einem Schlaganfall auf dem Plüschsofa.

Davor ein weißer Mops aus Porzellan.

Er hat eine rote Schleife.

Neuntes Kapitel

Aber selbstverständlich, man fliegt nicht immer. Beim vierten Glas rohen Whiskys sitzt man wieder schwer.

Euphemia sagte:

»Böhm ist doch ein törichter Mensch, ich weiß nie, ob er lebt oder tot ist.«

Drei Arbeiter klumpten in die Bar.

Das elektrische Licht erinnerte sie an das der Fabrik.

Sie hatten zu fordern. Einer langte sich eine Flasche Sekt.

Ein sensibler Kellner keifte. Er zuckte nervös mit dem Knie.

Sein Vater war Hausknecht in einem bürgerlichen Lokal.

»Meine Herren, Sie kennen nicht den Schmerzkakadu. Es ist nicht ratsam, sich zu betrinken.«

Eine rote Arbeiterbluse mit einem blaugeglühten Schädel dröhnte.

»Wir nippen bloß.«

Nahm einige Likörflaschen unter den Arm, und die Schauspielerin Fredegonde Perlenblick.

»Athlet«, stöhnte sie verzückt.

Euphemia sagte verächtlich apodiktisch:

»Kühe sind Wiederkäuer, sei es Heu, sei es Shakespeare. Kühe lieben Stiere.«

Man hörte von der Straße die schimpfende Tragödin.

»Explosive Seele.«

Sie hob ihre Röcke sehr hoch.

Ihr Auto raste gierig davon.

Es rollte den Asphalt auf, glitschte über die Reflexe der Gaslampen und der letzten Bummler.

Jetzt mag d'Annunzio weiterschreiben.

In der Bar sang man den Cantus der Gottesstreiter, zur Erbauung und Stärkung von Böhms Leiche. Lippenknabe schmeckte die trabende Melodie auf der Zunge wie Ricinusöl.

»Böhm ruiniert uns jedes Formgefühl. Der Kerl ist doch tot, wenn er auch hier herumflunkert.«

Man brach eine begonnene Debatte ab. Herein kam eine Dame, hintendrein ein dünner, ziemlich durchsichtiger Herr.

Er stellte sich mit dem Gesicht in eine Ecke und litaneite.

»Ehmke Laurenz, Platoniker, gehe nur Nachts aus, weil es da keine Farben gibt. Ich suche die reine ruhende einsame Idee, diese Dame tatkräftig rhythmische Erregung. Ich bin eigentümlich, da ich von zwei Dingen ruiniert werde, einem höheren der Idee und einem niederen der Dame.«

»Ja aber ruinieren Sie doch die beiden, die sich bedingen, zum mindesten Ihre blödsinnige Ideologie vom Sein, von der Langeweile, dem Tod. Das ist nur Müdigkeit, ein Defekt, Platonismus ist Anästhesie. Reißen Sie sich doch die Augen aus und die Ohren, dann haben Sie Ihren Platonismus zu Wege gebracht.«

Aurora, die Frau des Kauzes, der prinzipiell farblose Schnäpse trank, näherte sich und sagte:

»Ehmke macht kontemplativ.« Ehmke schrak zusammen, blickte sie erst flehend, dann voll Verachtung an, sagte, »Du kennst mich nicht« – aber sie »dafür Du mich«; er grinste wie ein kleiner Idiot, senkte den Kopf zum Nabel, die Farbe ging ihm aus dem Gesicht, und schaute gelassen auf seinen Bauch.

Inzwischen war sie liebevoll.

Da die beiden schließlich doch störten, ließ man sie hinauswerfen, denn nichts ist so überflüssig, langweilig, wie ein Ideologe und eine Hure. Beide haben die banalste Form des Spleens.

Nach kurzer Weile kam ein Fremder ins Lokal, unauffällig im Frack wie jeder.

Böhm tänzelte bald aus der Cognacsorte und rief: »Das ist er.«

Euphemia ging wie in der Hypnose auf den Unbekannten zu und sagte: »Sie sind uns ganz fremd, aber furchtbar deutlich, ich soll mich Ihnen geben.«

Der Fremde sagte mit mittlerer Stimme:

»Bitte kommen Sie mit mir.«

»Und warum sollen wir Gott nicht lieben«, sagte leise Bebuquin.

»Denn das Unbekannte ist der Liebling des forschenden Schöpfers«, flüsterte Lippenknabe.

Die Uhr tönte die Sekunden, jede Sekunde war plastisch deutlich, das Auge sah den Klang. Die Erde war ihnen einen Augenblick ein kristallen Feuer, die Menschen von durchsichtigem Glas.

Bebuquin seufzte. Gegen die Scheiben fiel aus dem farbigen Morgenwind der beginnende Regen.

Zehntes Kapitel

Die Menschen, die löffelweise, keiner wußte vom anderen, in den Zirkus, eine kolossalische Rotunde des Staunens, geflattert waren, saßen zur Masse verkeilt, und man erwartete Miss Euphemia. An den Ranggeländern liefen Ornamente erregter Hände entlang, Bogenlampen schwangen ihre energetischen Milchkübel.

Man bemerkte Miss Euphemia erst, als sie an die Decke aufgezogen war; sie hielt sich mit den Zähnen in einen Strick verbissen.

Ließ sich los, und ein Salto mortale war an der Decke geschlagen zum anderen Ende, wo sie mit den Zähnen ein Seil aufriß.

Es fiel ein Programm.

Miss Euphemia glitt beim dritten Male am Seil ab; sie beschloß aus formalen Gründen, sich das Genick zu brechen.

Senkrecht schrieen die Leute, einige versuchten, von den Galerien herabzuspringen. Euphemia sah den schwebenden Kronleuchter und ergriff fünfeinhalb Meter über dem Boden das Seil.

Die Leute wüteten.

Euphemia machte dann mit großer Sicherheit noch einige Salto mortales.

Trotzdem, sie war moralisch ruiniert.

(Die stärkste Moralität dies des Handwerks).

Und sie fand es ziemlich, in ein Kloster einzutreten, um zu büßen.

Die Menschen leerten sich in den kühlen Abend, gingen auseinander und verschwanden.

Der Zirkus stand leer, eine runde Dunkelheit.

Vor einem schlafenden Affenkäfig geißelte sich Euphemia.

Elftes Kapitel

Der Schatten eines sich begattenden Affenpaares schlich von der anderen Seite über Euphemia. Sie erschauerte müde, aber mit schattender Begierde, die über sie weg kroch. Leise ging sie in die Mitte der Arena, zog ihr Gazekleid ab und stand nackt in der Dunkelheit. Wenige spärliche Sterne leuchteten durch die Luken. Das verhängnisvolle Seil pendelte zwischen ihnen.

»Sie sind nun erledigt«, rief Bebuquin durch die Finsternis. Sein Schatten glitt über den Boden, über Euphemia.

»Rühren Sie mich nicht an«, schrie sie. »Ich gehöre dem andern. Ich habe mich dem imaginierten Böhm angetraut. Er kann aus der Wand kommen. Er ist außerhalb jeder Regel. Er hat mir alles verwirrt. Sein tödlicher formloser Humor, bei dem jedes nichts und sehr bedeutungsvoll ist, fuhr in mich. Ich leide so unter den Versuchungen der Phantasie. Ein Weib hält das doch nicht aus. Sehen Sie, Böhm ist für mich wirklicher, wie Sie. Er ist ein grausamer Witz, eine phantastische Guillotine. O du mein Galgen. Ich sehe immer gerade aus, wie er's braucht. Er nimmt mir alle Kraft aus den Gliedern. Ich hocke tagelang und sehe ihn in dem Schatten des Abends, bald grünt er im Morgen, wie ein endloser Kakadu, bald liegt er draußen im Meer, und ich reise tagelang der Welle nach, der grünen Flasche, die ihn umschließt. Es ist so reich, mit den Toten zu verkehren, es ist eine stille, innerlich bohrende Lust, lautlos sprengende Raserei; Böhm!«

»Ihnen sind die Gestalten verwirrt.«

»O Sie sind töricht, ich stehe in einem langen alten Mythus,

der mich umschlingt wie ein Gewebe. Wissen Sie, die Luft ist etwas ganz anderes, das ist eine Glasglocke. Ich muß dahinaus, man erstickt so elend in dem engen Leben. Böhm erweiterte in einem ständigen Training die phantastischen Fähigkeiten seines Körpers; seine Stimme, die Strahlen seiner Augen. Ja was war das, wie weit reichten die; ich bin einfach verfallen in die Grenzenlosigkeit des Humors. Doch ich leide unter all dem Grauenhaften. Ich vermöchte mit einem zufriedenen Lächeln irgendeinen zu töten, vielleicht nähme das alle Last von mir. Wissen Sie, wir handeln immer doch zuletzt aus einem Minimum von Überspannung, die eines findet, an dem sie sich auslöst. Eine große Dunkelheit und ein weniges, ein Grammchen von Überspannung. In uns sind alle Laster, alle Größe, nur temperiert, gegenseitig geschwächt; aber wenn sich eins überspannt, der Haß, die Angst, die Liebe, dann ist es in einem Blitz den ganzen Weg durchgeflogen, oder wir gehen wie Mondsüchtige, haben die anderen Empfindungen verlernt, tun das Nötige und sind wie vorher und wissen nichts. So geschehen viele Morde.«

»Aber der Körper, die Sinne.«

»Du mein Gott, das sind die ärmlichsten Gewöhnungen, Vorurteile. Viel stärker, reizvoller, gefährlicher sind die Empfindungen, die keines Erlebnisses bedürfen. Denn schließlich gibt es Menschen, die kommen auf die Erde und kennen alles. Das Leben ist nur eine mühevolle Darstellung der Erinnerung, nichts Neues.«

»Als kämen wir doch von Gott.«

»Aber woher denn?«

»Sie kriegten doch Emil.«

»Nein, das war nicht ich, irgend etwas in mir produzierte da, bewahrte auf. Und der erste Schrei des Kindes, das konnte doch nicht von mir kommen. Und die Form, der Körper, das ist doch nur ein Mittel, eine Ausdrucksform und ein schlechtes Instrument. Wenn ich mit Gott und Böhm mehr zusammen bin, werde ich das Meiste viel genauer kennen.«

»So geht alles von den Lebendigen weg zu den Toten. Die stehen eben energisch voran. Weißt du, Euphemia, wie du die

Dessous oft behaglich abstreiftest? So fällt alles mögliche von mir ab. Man steht einfach gerad da, den Kopf über den Wolken und ist mehr oder weniger fertig. Es geht von einem weg. Die Leute, Wünsche, Quälereien, und man ist wie eine geleerte Pappschachtel. So weißt Du, die Dunkelheit und die Sonne, das sind für mich keine Gegensätze mehr, sind ein totes Gefühl, bald in Schwarz, bald in Weiß. Ich möchte mal schreien, daß die Tiger vor Angst ausbrechen und durch die Nacht ihre Augen funkeln. Es wird mich nichts freuen, garnichts. Alles, was sonst die Leute steigert, extasiert, ruiniert mich totsicher, macht mich still wie die Wand, die Du nicht siehst. Jetzt ziehst Du gar noch zum Herrgott! Gerad so gut kannst Du Dich in Permanenz hängen. Der Herrgott, das ist's. Wir geben ihm all unsere Kraft und können ihn dann nicht mehr ertragen. Ich sehe da immer zu, wie alles ihm zufällt, wie er euch von mir abrückt. Dann bleibe ich übrig, ich gestehe ihm keine Rechte zu, und ich kann nicht sterben, weil ihr an einen Weltfremden glaubt.«

»Du, Giorgio, weißt Du denn, was für eine Frau die Reinheit ist? Du, weißt Du, Frauen ekeln sich meistens vor sich selbst, wenn sie was taugen. Ich will einfach aus all dem Dreck heraus.«

Bebuquin: »In eure grauen, bleiernen Sauermilchtage.«
Euphemia: »In die Erregungen der Seele.«
Bebuquin: »Aber Gott ist ein Wahnsinn.«
Euphemia: »Darum um so fester.
Genau so wie die unmenschliche Mathematik, prächtig und leidenschaftlich.
Gott ist die Erregung, die den Körper übertrifft.
Gott ist der Tod, den wir über uns hinaussterben.
Er ist die aufsprossende Vernichtung unserer selbst.
Er ist übermeßliche Größe.
Farbe, die wir noch nicht sahen.
O, wie soll ich ihn tanzen.
Ich müßte Sterne in die Hände raffen.
Sonnen mir unter die Sohlen legen.
Mein Mund sei ein grenzenlos Orchester.

Und das Blech und die Pauke vielfach besetzt.
Ich zerdrücke Trauben in den Fingern
Und weiß ihn.
Ich liege still und
bin weiß wie Mörtel, der die Wände bedeckt,
und kenne Gott.
Er ist der glühend Lauernde in der Dunkelheit.«
Bebuquin: »Er ist der Wahnsinn.
Das Unmögliche.
Der tödlich Auflösende.
Die unfruchtbare Steppe,
in die wir kräftige Häuser zwingen.
Die Gefahr für den Willen.
Er ist mein Haß.«

»Bebuquin, halten wir den Atem an. Sie sind ein ganz liebloser Mensch, der nichts opfert, der alles für sich haben will, und das geht nicht. Lassen Sie einiges und nicht zu wenig dem Herrgott. O, ist das nicht Böhm?«

Ihr wurde kalt, dann zog ein feuriger Schweiß über den Körper.

»Hören Sie«, sagte Giorgio, »das ist Unsinn. Schlimm ist es einfach, jedes als Versuchung, als Reiz zu empfinden. Euphemia, heiraten Sie mich doch, es ist sonst nicht zum Aushalten.«

»Ja, und jede Nacht schaut Böhm zu, haben Sie denn keine Pietät?«

»Wenn mich was nur so fest hielte, daß ich mich los wäre, irgend ein sympathischer Selbstmord. Meinen Sie, es ist ein Spaß, mit mir immer herumzulaufen, und zum reifen Goethe fehlt's mir an Lust und Talent.«

»Glauben Sie, Giorgio, jemand wie Sie bringt ein Weib zwei Zentimeter von der Stelle? Denn sobald Sie etwas tun, ist es gegen Sie. Ich getraue mich nicht gegen Ihren Willen zu sagen, Sie Dressurprodukt.«

Dies redete sie ohne gewärtiges Interesse. So vor vierzehn Tagen hätte sie es noch mit Verve gesagt; denn der Herrgott verlangte sein Recht; und man steigert sich, um zu fallen.

Armer Bebuquin, Du höfliches Tierchen.
Religiöses klingt erotisch vor dem Affenkäfig aus.
Bebuquin irrte mit wundem Hals zwischen den Physiognomien der Häuser. Eine Kokotte tanzte angeheitert an einer Ecke und stapelte ihr vom Frontkorsett aufgetürmtes Posterieur gegen den Sternenhimmel. Erzählt nicht, wie Bebuquin die größte Wonne mit Narkoticis vergessen mußte. Euphemia stieg beruhigt und äußerst heilig in eine Nonnenkutte und verließ den Cirkus. Ernst, die Fingernägel polierend, kopfschüttelnd die Straffheit ihrer Brüste hier und da prüfend, begab sie sich gelassen zum Kloster des kostenlosen Blutwunders.

Zwölftes Kapitel

Bebuquin trat unbemerkt in seine Wohnung. Er kleidete sich sorgfältig um, als er gebadet hatte. Dann ging er isoliert von den Wirrnissen in sein kathartisches Gemach, eine kleine weißgetünchte Stube, inmitten ein Klubsessel.
Er setzte sich bescheiden, dann sagte er:
»O Köstlichkeit der Sünde.
Aber nicht aus infamen Gründen. Es erhebt und stärkt. Sünde verlangt, daß ich alles, was bis zu ihr geschah, vergesse und von vorn anfange. Die Sünde ist ein Tod, und in ihr verbrennt meine Welt. Bisher sind so viele Bebuquins der Hölle verfallen, und immer reiner und stärker trotz verringerter Kräfte wirft sie mich aus. Vielleicht sündigt man nur, um die Reinheit der Reue zu erlangen, Erneuerung durch Gemeinheit.
Jedoch der Schmerz.
Wenn ich an die Sünde denke, kann ich nicht leben. Vergesse ich sie, entschwindet mir nötig mein Leben bis zu diesem Wort, und ich habe es dem Satan zu überantworten.
Gott, wann kann ich mein Lebensende Dir geben?
O beginn mit altem und gezeichnetem Leib
zu entraten, die Identität zu spüren.

Mir starb in dieser Nacht ein Freund.
Meine Gedanken wurden gestrichen.
Die Augen und das Ohr sind sündig.
Was bleibt mir außer Philosophie;
Denn ich scheine außerhalb von Prinzipien
stets böse zu werden.
Braucht meine Gemeinheit so dürre Ruten?«
Er schwieg. In ihm stak eine Höhle, und um ihn herum war der Erdboden ausgesägt. Die Leitung war unterbrochen. Seine Augen lagen reglos über dem Jochbein.
Er sprach:
»O Reichtum meiner Seele,
Vielleicht auch hilflose Vielfältigkeit,
den ich nicht ertragen kann.
Und dann diese Armut.
Es peinigt mich.
Wann verstehe ich,
daß man, um zu leben,
um Person zu sein,
nur ein Ding kennen darf. O Reize zu spüren, wie mannigfach Worte und Meinungen sind; und wie schmerzlich nur eine Deutung zu erlernen. Diese eine Deutung ist die Form, und sie macht die Dinge, die festen Augen, den bestimmten Klang. Wenn ich mich in den Reizen der Mannigfaltigkeit verstecken könnte; und ich weiß nicht, von welchem Centrum aus ich auferstehen soll.
Herr, der du uns Arbeit gabst, verschone mich mit ihr, damit ich die mögliche Größe ahne, statt ein geringes Maß zu realisieren. Welch törichte Suggestion, dieses Wort. So liege ich mit scharfem Ohr wie ein buntes Tier über Deinem Boden, um eine Mitteilung zu erwarten; denn heute habe ich kein Gewand, in dem ich auferstehen könnte.
O Gott, Du gabst uns einen Körper, vielleicht identisch; eine Seele, die den Körper an Möglichkeiten übertrifft, die ihn schon lange Zeit und oft ausrangierte, und die glänzenden Platten der Denker – die Sonne verschmäht es sich in ihnen zu beschauen – suchen die Balance. Ich aber wünsche, daß mein

Geist, der sich etwas anderes als diesen Körper – o Gartenzäune, Stadtmauern und Safes, Pensionate und Jungfernhäute – denken will, auch ein Neues wirkt und schafft. Ich kann absonderliche Wesen machen, Verrücktes zeichnen, auf Papier, in Worten, ich selbst bin verzerrt; aber mein Bauch bleibt ein Fresser. Welch geringe Versuche der Heiligen, nach Sprüchen der Evangelien den Körper zu verwandeln.

Herr, gib mir ein Wunder, wir suchen es seit Kapitel eins. Dann will ich normal sein, aber erst dann.

O Gott, wenn Du mehr bist, als das der Wahrheit angenäherte Gesetz der Forscher, erbarme Dich doch meiner Langenweile, starb doch schon Böhm an ihr.«

»Bebuquin«, sagte der, »das Ganze ist ein Erziehungsheim. Die drüben sind so menschlich einfach. Es gibt zwei Dinge, entweder sie schweigen und machen mit einem imaginären Phallus unendlich, oder sie tun das Gleiche und zeichnen eine Eins. Ich zeichene eins, und meine isolierte Hirnschale rostet. Ich grüße Dich, alter Märtyrer. Vernichte die Identität, und Du fliegst rapide; aber fraglich, ob Du das Tempo aushalten wirst. Eins, Hallelujah, eins, Hallelujah, Amen, eins. O Notwendigkeit, Hallelujah, o Gesetz, o Gleichheit, wo alles in sich selbst schläft, o Stille, o Kontemplation, o Verdauung des Straußen, der den eigenen Kot frißt.

Eins, Hallelujah, eins, Hallelujah, leb wohl, eins Hallel – – –«

»War es Philosophie oder ein Analphabet?«

»O Gleichheit, o Eins. Mancher jedoch zählte bis auf zwei. O Erweiterung des Dualismus. O Gehen zwischen den Ufern, o Hinüber- und Herüberrennen.«

Altertum der Gedanken, o Antiquare der Gemeinplätze, o prähistorische Tiefen.

»Seht, mein Leben ist mir verhaßt, es ist gänzlich zerstört. Um moralisch weiter zu machen, bedarf ich neuer Existenzbedingungen, eher als des Brotes; ich kann nicht in der Kette weiter leben, ich will nicht, es wäre moralisch inkonsequent. Man treibe mich nicht in die alten Gleise und sei barmherzig, es muß eine Änderung eintreten, die stärker ist, als meine Sünde und meine Reue; ich muß eine Erneuerung haben, ich bedarf einer Erdperiode.«

Die Nacht färbte langsam empor, die weiße Stube opalisierte wie altes Gestein, lohende Schatten zogen über die Wände, eine kleine weiße Wolke stand vor dem Fenster, ein brennender Sonnenstrahl durchglühte sie. Bebuquins Körper verschwand in den Schatten, nur der Kopf schaute gleich inmitten der Wogen der Dämmerfarben die versinkende Wolke an. Sein Kopf, ein Gestirn, das erkaltete.

Dreizehntes Kapitel

Sterne konkurrierten wiederum vergeblich mit dem bestimmten Licht der Bogenlampen.

»O Kunst«, seufzte Bebuquin, »du bist gewaltig, wenn man Perspektiven wegschickt, ersehnte Veränderung der Zustände, wie ist eine Sache zugleich wahr und falsch, es kommt auf den Standpunkt an.

Versuchung, du tauchst aus der entvölkerten schlafenden Nacht und erhebst dich aus der Angst vor den Gestirnen.

Ich vergaß noch nicht, soweit wie es ziemlich wäre; vielleicht reinigt mich ein anderer, wenn ich's nicht vermag.« So begab er sich zum Kloster des kostenlosen Blutwunders, nachdenkend, ob eine völlige Unterbrechung des Schicksals möglich sei.

Über ihm, auf den Nadelspitzen der Tannen, glitt Böhm mit.

Der sang:

»Wälder, ihr sympathische Stickerei,
o Schrecken, du Lehrer der Geheimnisse.
Waldfeuer, Ihr Offenbarungen im Dickicht.
Irrgänge, Wegschlingen,
gehetzte, angestrengt verirrte Seelen, die ihr sie begeht.«
Seine Hirnkapsel leuchtete den Weg voran
mit der nonchalanten Sicherheit eines Toten;

er sang weiter:
»Risiko, Wagnisse der Schwachen,
die vergeblich sind,
weil Pappgewichte gestemmt werden,
o philosophische Tricks.
Die gute harmlose Seele eines unwissenden Knaben
geht durch die Wälder.«
Ein Blitz durchfuhr den Wald,
der Baum, über den Böhm stieg, schüttelte sich.

Bebuquin hatte große Mühe, der Luftreise Böhms nachzukommen, trotzdem dieser recht rücksichtsvoll war; aber oft, wenn Böhm meinte, jetzt müsse es besonders gut gehen, versank Bebuquin im Morast oder stieg keuchend aufwärts, während Böhm die Kugel einer Akazie leicht betanzte.

»O Standpunkte, Vielfältigkeit der Logiker, Kontrapunktik der Sphären«, rief Böhm, sorgfältig das stille Licht seiner Lampe schützend, »die ihr die Dinge zwar vermanscht, doch kaum ruinieren könnt.

Wie entzückt ihr meine Augen,
da ich das fatale Denken mir streng abgewöhnte.

Bebuquin, der Wille zur Dummheit verlangt Entsagung, und man bekommt ihn nur durch sorgfältiges Zuendedenken. Wenn man sieht, daß unsere Gedanken in sich zusammenfallen, wie die Flügel eines geschossenen Wildhuhns; Gedanken, nein, sie sind keine Zwecke für sich, sie sind wert als Bewegung; aber können Gedanken bewegen; o, sie fixieren, sie nageln zu sehr fest, sie konservieren selbst den Revolutionär. Bilder sind Taten der Augen, und mit einem Bilde ist nicht alles gesagt, aber ein Gedanke täuscht stets vor, er habe die ganze Kette erschöpft, und lähmt.

Die Logik will immer eines und bedenkt nicht, daß es viele Logiken gibt. Es gibt nicht Eines, wohl aber eine Tendenz der Vereinheitlichung, und wieviele Dinge streben auseinander. Die Logik hat nicht eine Grundlage. Von ihren vier Axiomen liebt der eine dies, der andere jenes mehr; und ein Axiom befehdet und mischt sich dem anderen; denn eines allein vermag keinen Schritt vorwärts zu gehen; die Logik ist eine

ungeheuerliche Ausnahme, und der pythagoräische Lehrsatz ein Monstrum.«

Grüne Drachen mit Schwänzen, die an metallische Sterne dröhnten, fuhren über den Himmel. Staub rieselte gegen den Himmel von der Wüste auf, über die sich Bebuquin schleppte.

Am Horizont stand das Kloster; um es war die unfruchtbare, die stilisierende, dröhnende, vögelüberflogene Wüste gelagert, die Ebene, wo der Blick in rundem Kreis in sich selbst zurückkehrt, um in dem Sand zu versiegen; und die Sonne schlug auf das braune Fell mit den schmetternden Lichtschlägen über die steilen Fanfaren der Felstrümmer hinweg.

Vierzehntes Kapitel

Vor dem Kloster saß ein Mann, in sich selbst schauend. Über ihm schwebte eine Frau, man wollte andeuten, was hier geleistet werde, jedoch nur einen geringen Vorgeschmack kosten lassen. Es war das platonische Ehepaar. Er begann sich zu kugeln, indem er den Kopf mit den Füßen umarmte; sie kreiste, sich um sich selbst drehend, über seinem weißen, kurz gescherten Schädel.

Sie litaneierten leise.

»Stille der in sich versunkenen, um sich selbst drehenden Geweihten. Wann steht uns alles in sich selbst? Viele Wege münden in der wundersamen Einsicht, die Idee und die Hurerei, wundgelaufene Füße und tote Verachtung; knabenhafte unvorsichtige Beschäftigung mit Grenzbegriffen. O infame Unendlichkeit der Faulen, Müden, Tatlosen, Hurer und Bazis, die du sicher ruinierst, die Form zerstörst und die tätige Kraft. O niederträchtiges Versinken in den Punkt der Punkte, in das A O, in den Grund, in den Beschluß.«

Bebuquin ging vorbei und trat in den ekstatischen Vorhof. Es war immer dasselbe. Die Ekstase erregte und steigerte sich an einem Nichts, einer Grube von schwarzem Marmor, worüber man schwebte, in die man schaute, worüber man brü-

tete, in die man schwieg, an der man entbrannte, worin alles verharrte, in die man om rief, über der man tanzte, sich geißelte und so fort. Andere hatten statt dessen einen kristallinischen Stein und empfahlen in längeren Reden seine helle Durchsichtigkeit, sein Feuer, seine perspektivische Kraft, seine Brechungen, seine schöpferische Plastik, die Form, die Gefaßtheit, die Reinheit und so fort. Um den Stein arbeiteten viele; bald rollte man ihn der schwarzen Grube näher, stülpte ihn darüber, hielt ihn, senkte ihn in die Grube fast bis zum Grund. Die Verzerrungen, die durch den Schliff entstanden, ließen nicht erkennen, ob der Stein in die Grube passe oder nicht. Darum hatte man eine Hypothesen-Kommission, während gemeine Opponenten mit großen Nasen verlangten, man soll riechen, ob er paßte, den Stuhlgang der Riechenden aerostatisch messen und die Kurven, in denen die Exkremente der Riechenden zur Erde fielen, ballistisch berechnen. Ein ziemlich verachteter Teil von Klosternovizen spielte mit einer Maske und einem Spiegel, aber davon soll man nicht reden. Aus einem kleinen Säulengang klang die leiernde Stimme eines Bonzen.

»Ich und Du sind eines, diese Identität hält die Welt zusammen. Die Kontemplation ist eine phantastische Fähigkeit; denn sie geht über die Dinge hinweg in eine geistige Gemeinschaft. Es ist ein Grundgefühl über den Satz des Widerspruchs. In meiner glühenden Liebe ist B gleich A. Grund und Folge fallen in eins. Jedes kehrt ins andere zurück, um sich selbst zu finden. O gleiche Kraft, o Geschehnislosigkeit, o Ereignisse, höchst eindeutig.«

Bebuquin schrie: »Hier wird ein sanktionierter Selbstmord vollzogen, hier wird sakrale Idiotie gezüchtigt, Augen ausgerissen. Mein Herr, ich kam gerade hierher, um einen neuen Menschen zu fabrizieren. Ich lebe nur noch vom Wort anders. Ich kann die Gleichheit nicht gebrauchen.«

Der Bonze rief ihm zu:

»Werden Sie der Erscheinung nach anders. Übrigens ist es ganz belanglos, was Sie meinen. Sie sind ja nur Urgrund, darum innerst sündlos.«

Bebuquin schimpfte.

»Mich interessiert der Urgrund garnicht, ich pfeife darauf.«

Böhm trat ihm entgegen in gelber Mönchskutte.

»Eine Hoffnung besteht, Bebuquin; die Verwandlung tritt vielleicht mit dem Tode ein. Entweder wir bleiben dort, was wir sind, oder wir werden vernichtet und verwandelt.«

Bebuquin: »Aber ist es nicht möglich, sich im Leben zu wandeln, das elende Gedächtnis zu verlieren?«

»Bebuquin, du bist an Dir erkrankt. Die Sünde ruht nicht nur im Gedächtnis, sondern auch in der Tat, die unter den Menschen und im Himmel umhergeht.«

»Aber muß man denn sterben, um anders zu werden?«

»Beichten Sie und opfern Sie sich. Ich glaubte, das Phantastische genüge, ich wurde lackiert, gehen Sie, beichten Sie.«

Bebuquin rief beichtend in das Tor der Kapelle:

»Ich verzichte darauf, durch eine Reinigung reduziert und entleert zu werden. Ich verpöne es, in Armut von vorn anzufangen. Ich will irgend ein anderes Schicksal, ich sah mein Schicksal, es ist nichts als die Wiederholung einer Dummheit. Ich bitte, daß es mir gelinge, von den vielen Dingen, die ich mir vorzustellen vermag, eins zu sein.«

Der Beichtiger rief erwidernd aus dem Inneren der Kapelle:

»Sie stellen sich vieles vor. Sinnvoll aber sind nur Vorstellungen, mit denen man handeln kann. Sie bedürfen der Grundverwandlung, die aber ist der Tod.«

Bebuquin: »Viele Dinge geschehen, die nicht einzuordnen sind, verworfen oder nicht gesehen werden, verdeckt von der tödlichen Vernunft.«

Strophe: »Petrefakte Bäume meines Gartens spiegeln sich
im blinden Kristallboden;
die Bewegung meiner Hände fährt nur in die
Ruhe;
jedes Brennen, Fliegen, Reißen
wird versteint.
Zum schlafenden Gebirge fügen sich die Tage an;
und je toter, desto fester,

unvergänglicher, steiler,
unübersteiglicher hemmt mich das Bleibende,
die Vergangenheit.«

Antiphone: »Der Fähige bildet Vergangenes um, im Wechsel seiner Gegenwart und Zukunft; und diese wandelt sich, gewinnt auch an Beziehung; und fruchtlos, ja schädlich, wird es im zehnten Jahr das Glück und einzige Lösung.«

Strophe: »Was in Erinnerung steht, ist verlorene Kraft und Hemmung, Bindung zu gleichen Sünden. Was gewesen ist, wirkt wie die Schablone; wir stehen in dem Fluß, immer brodelt das gleiche Wasser.«

Man sprach in einer leichten Unterhaltung weiter. Bebuquin meinte:

»Sehen Sie, die Logik fixiert, soweit unsere Fähigkeiten auf sogenannte Tatsachen angewandt werden. Sie bedenkt nur unsere praktischen Bedürfnisse, richtet sich nach den Dingen und sucht diese in übereinstimmenden, sich wiederholenden Beziehungen zu erhalten. Aber in mir ist so viel und gerade das Wertvollste, was über die Tatsache hinausgeht. Die materielle Welt und unsere Vorstellungen decken sich nie. Darum ist die Tat notwendig, dies Correktiv von Tatsachen und Dingen. Wenn man jedoch wie ich zu der Überzeugung gelangte, daß wir weiter müssen, ist es denn nicht möglich, daß eine neue Art Mensch entsteht, die es verschmäht, in den gleichen Straßen weiter zu gehen?«

Trompeten und Pauken schollen von der Decke der Kapelle. Bebuquin trat in sie ein. Er sprach weiter:

»Bisher wurde das Religiöse an den Tatsachen zur Groteske, oder umgekehrt; aber vielleicht decken sich die Dinge nie, damit das Schöpferische nicht einschlafe. Gott, das Phantastische, die ganze unterdrückte, sprachlose Sensibilität wollen reden, wir sträuben uns gegen diese immer gleiche Auslese, die Welt muß sich uns verwandeln.«

Fünfzehntes Kapitel

Für Frl. Anita Rée

Bebuquin soll in der folgenden Nacht lange und im Zusammenhange gesprochen haben. Er sagte in der Leere des Zimmers:

»Ich beginne die Rede vom Tod im Leben, von der großen Ruhe, von der reinen Armut und der leeren Lauterheit.

Eins geht durchs Leben und ist sehr lebendig, das bist Du, allzuhäufiges Wort Nein. Aber eins steht und wird sehr geachtet, O Ruhe.

Ich weiß, du bist verführerisch wie die Tiefe des Wassers für junge Mädchen, die am Morgen unter Vermischtem gedruckt sind.

Du bist sicher die Mutter der Vollendung und der Vater der Metaphysik; denn nur in der Ruhe ist Fertigkeit und dauerndes Ende,

Ist stets Isolierung, und es wird nichts vermischt.
Ich aber stehe und fluche dir,
du Müdigkeit, die du mir Gedanken und Augen betäubtest,
meine schnellen Füße versanden ließest;
du müdes Hirn und träges Blut,
die ihr nicht mal den Tod erwartet,
ihr Gleichgültigen.
Der aber ist ins Leben verwickelt,
und jeder Tag Mühe und Wachstum ist ein Tag Tod.

Und wer mag von beiden Recht behalten? Ich glaube, sie beide sind sich gleich und eines, und das Leben hebt sich selbst auf.

Du totes Leben!

Der Platoniker, er denkt, diskutiert, und sein mühsam Ziel eine Sicherheit und Ruhe.

Ziele erregen die Kraft und beenden sie.

Wer weiß, ob die gefundene Idee mehr fördert als bewegt.

Sie stärkt vielleicht dich, primitivste Sicherheit, dich, Geist, ich verbeuge mich nicht;

doch er lehrt den Toren, um Dich hundert Dinge verachten.

Und ich sah nur, daß ein Mensch ein Kräftewirbel ist, von dem einiges ausfließt, und anderes geht in ihn ein, bis Du, Ruhe, kommst.

O Reinheit, was sagst Du anderes, als, Du erträgst nur Geringes.

Und die Lehre von der Armut meint dasselbe.

Ihr seid sehr hohe Erkenntnisse gewesen.

Tod und Endlichkeit, du bist der Erzeuger unserer Arbeit, du treibst uns zur Mühe, und vielleicht bist du der Vater des Lebens, und dies keimt gering nur vor dir auf.

Du läßt die Gestirne leuchten und zeigst unsere geringe Kraft; denn Mond und Sonne scheinen einander zu in notwendiger Umarmung. Wir jedoch können nur nach einem Gestirn handeln, und dem Auge sind sie sich ausschließende Gegensätze.

Tod, du bist der Vater der Zeugung, und du gabst uns Menschen alles Endliche, bestätigst unsere Sinne, welche Formen sehen, hören, schmecken, und bejahst die Ahnung des vielleicht dilettantischen Geistes, damit wir sehen dürfen und eines schauen – damit wir denkend nichts sehen.

Ich bin ein Vollstrecker für Dich, Tod. Ich will es sagen, daß nur Gestorbene sterben; wenn einer jung und kräftig stirbt, vielleicht stirbt er für einen anderen.

Du gabst uns Begierden und Ziele, und wir wehren uns gegen Dich durch Zeitloses, durch seiende Ideen, durch den Anspruch auf Totalität. Aber vielleicht sind das deine geringsten Formen.

Tod, du Vater des Humors, wenn dich ein Wunder, das ich mit meinen Augen sehe, vernichtete;

dein Feind ist das Phantastische, das außer den Regeln steht;

aber die Kunst zwingt es zum Stehen, und erschöpft gewinnt es Form.

Ich nenne dich, Tod, den Vater der Intensität, den Herrn der Form.

So steht es für dieses Leben.«

Die Nacht trat in die Stube.

Ein alter Mann kam in die Stube; er sprach:

»Verzeihen Sie, ich wohne seit langem unter Ihnen, es fällt mir sehr schwer zu sprechen, bin es seit langem nicht mehr gewohnt.

Ich komme nur um zu sagen; ich bin seit langem tot durch meinen Willen; ich lebte nur scheinbar, seien Sie bitte dabei, um zu konstatieren, daß ich den Tod hintergangen habe. Ich sterbe als der größte Humorist.«

Der alte Herr sank zusammen, er war ruhig und starr. Dann schrie er laut auf und sagte:

»Der war doch schlimmer, ich betrog nur das Leben und mich.«

Bebuquin trug den Leichnam in die Wohnung des Alten. Er schaute ihn ein längeres an, dann ging er in seine Wohnung.

Er schaute durch das Fenster zur breiten Baumallee hinunter, einige Menschen kamen mühselig wandernd vorüber und riefen:

»Das Gesetz ist die große tötende Ausnahme, wir gehen in den Dingen, die Wunder zu suchen.«

Bebuquin wandte sich vom Fenster ab, der Mond schien ihnen ein erstauntes Loch in den Rücken, er setzte sich hin, schaute auf seine Hände, die noch nie gearbeitet hatten, und sprach lange.

»Gleichgültigkeit, woraus bist Du wohl gewebt, war die allzu große Empfindlichkeit Dein Ursprung, oder die Kraft, die der opulenten Natur gleichkommt? Ich sah schon viele, aus Gleichgültigkeit, die absonderlichsten Capricen begehen, und schon mancher war es aus Furcht vor der eigenen Wut. O Erstarrnis, stagnierender Tod; Versteinerung und Schlaf, ihr fristet uns das Leben, das sich wütend aufbrauchte ohne eure Hemmung.

O Krankheit, komme, nur du kannst mir Grenzen geben, Gott laß mich einen ungeheuren Schmerz empfinden, damit der Geist paralysiert werde, oder vielleicht, o Hoffnung,

schafft die Krankheit einen neuen Körper; fähig zu den sonderlichen Dingen, deren ich bedarf.

Herr, ich weiß, am Ende eines Dinges steht nicht sein Superlativ, sondern sein Gegensatz, und die Erkenntnisse gehen zum Wahnsinn. Ich bin geschaffen zu erkennen und zu schauen, aber Deine Welt ist hierzu nicht gemacht; sie entzieht sich uns; wir sind weltverlassen. Suchen wir Dich, o Gott, dann sterben wir in der lautlosen Erstarrung, und es ist keine Erkenntnis, sondern Du bist das Ende.

Herr, laß mich einmal sagen,
ich schuf aus mir.

Sieh mich an, ich bin ein Ende, laß mich eine unabhängige Tat, ein Wunder tun.

O Nacht der Verwandlung, wann kommst du, wo ich diesen Körper vergesse, ja, ihn abstreife, und die Dinge anderes bedeuten und anderes sind, denn je sonst; die Glieder werden selbständig, die Teile beginnen zu reden. Die Auflösung, sie ist die Verwandlung und sei mir ein Anfang.«

Sechzehntes Kapitel

Bebuquin trat steif in die neblige Nacht. Die Reflexe der Bogenlampen stürmten durch die Baumäste und schwammen wie breite opalisierende Fische in dem nassen Boden. Bebuquin stand! Er lief, rannte durch eine Prozession irgendwelcher neuen Sektierer; verschiedene Messiasse, dekorative junge Mädchen rannte er um; es galt, in den Cirkus zu gelangen. Er mußte aus sich Äußerungen solcher künstlichen unlogischen Bewegungen abzwingen, um zunächst die Physik mit der Kraft seines absterbenden Akts zu widerlegen.

Er ging in eine Loge des Cirkus.

Etwas Sonderliches geschah.

Während eines Radlertricks fuhr eine spiegelnde Säule in die Arena, blitzend; eine Flötenbläserin ging nebenher in einer Nonnenkutte. Die Bürger sahen sich darin, bald strahlend übergroß, bald verzerrt; diese Spiegel zwangen, immer

wieder hineinzuschauen. Mäuler schluckten die Arena, und die Finsternis aufgerissener Gurgeln verdunkelte sie. Die Blicke versuchten, die hohe Spiegelsäule zu durchbrechen. Ein Weib stürzte aufgewölbten Rocks hinunter unter dem Druck des neugierigen Staunens. Eine Galerie brach durch. Inmitten die Spitzen der unermüdlichen Finger der Bläserin und die Spiegel, die einen Tanz mit ihrem Schatten und dem der Zuschauer begannen. Diese waren sich entwendet, entblitzt, eine Dame starb, so sehr verlor sie sich an der Gestalt der Spiegel, die mit dem Schatten der andern sprechend tanzten. Die Säule trat in die Schatten geschwungenen Sprunges.

Die Menschen verwandelten sich in sonderliche Zeichen in den Spiegeln; das Publikum wurde leise irrsinnig und richtete in drehendem Schwindel seine Bewegungen nach denen der Spiegel; um die Spiegel sausten farbige Reflektoren.

Eine innerste Dunkelheit, ein Lichtblitz, der in die Mauer zurückfuhr, eine Anzahl sprang von den Galerien.

Ein junger Mann fuhr zur Decke ins Freie hinaus.

»Bagage« rufend.

Das Publikum raste weiter, die Verzerrung für wahr haltend.

Bis in die öde Frühe.

Die Paralyse zog in die Stadt ein.

Mehrere Eisenbahnwaggons hielten mittags vor dem Zirkus.

Im friedlichen Sonnenschein sortierte man die Toten aus.

Dann verlud man die Irren.

In der Stadt war ein halb Jahr Fasching. Bürger leisteten Bedeutendes an Absurdität. Ein grotesker Krampf überkam die meisten. Ein bescheidener Spaß war's, sich gegenseitig die Hirnschale einzuschlagen. Die Raserei wurde dermaßen schmerzlich, daß man begann zu töten.

Man begann mit einem Alten, der als Pierrot angezogen an einem Wegweiser bei den Füßen aufgehängt wurde.

Ein Mädchen, das noch einen Rest Vernunft besaß, schrie »hier stirbt der Allmensch« und bat, sie gleichfalls zu hängen;

denn sie sei Mörder und Gehängter schon ohnehin, dank ihrer ethischen Sensibilität.

Sie wurde unter nicht unbedeutenden Greueln beinlings gehängt. Jedoch verübelte man ihr, daß sie keine gute Unterwäsche trug. Verschiedene Messiasse traten mit Erfolg auf, Messiasse der Reinheit, der Wollust, des Pflanzenessens, des Tanzes, hypnotisierende Messiasse und einige andere. Hatte man genug Anhänger, so wurde die Sache langweilig. Überlebte Messiasse verwandte man als Redakteurs, zumal ihnen Sensation geläufig war. Die neue Weltanschauung kristallisierte sich zur Ziege, die ein Bein gebrochen hat.

Vor dem Fenster Bebuquins tauchten einige Irre auf. Er neigte sich heraus, die Glatze von der Mittagssonne beleuchtet. Die Fratzen sprangen am Fenster hoch wie Gummibälle, einer schrie: »Gib uns wieder zurück, laß uns heraus, nimm die Spiegel weg«; denn der gleißende Schrecken der Spiegel hing über der Stadt.

Siebenzehntes Kapitel

Euphemia besuchte Bebuquin. Sie klopfte an der Tür. Beinern knackte der Gruß.

Er rief von Innen, »er ist nicht da, kam sich abhanden«.

Sie trat ein.

»Euphemia, die einen ziehen sich zusammen, verkrumpeln; ich platze ein rasend Sich-Verlieren.

Wie war ich dicht und scharf, schneidend wie ein Florett mit vielen Kurven. Man wird einfach und stumpf.

O zuckender Blitz, o stehende gerinnende Funsel.

Ich hätte auf mir stehen müssen, auf der eigenen Stecknadel, mich stumm in mich bohrend, bis die strahlende Spitze aus dem Hirn heraus sprießt, blitzend, und der Schädel futsch ist.

Man muß den Mut zu seinem privaten Irrsinn haben, seinen Tod zu besitzen und zu vollstrecken.

Menschen, die zum Irrsinn geschaffen sind, die sich mit

normalen Weibern bekämpfen, den gebärenden Gemeinplätzen.«

Euphemia sagte, auf dicken Beinen stehend, lieblich breit grinsend, mütterlich banalisierend, abtötend:

»Du kennst keine Güte.«

Er: »Die ruiniert mich, wer läßt mich, wie ich sein muß?«

Sie: »Du hast so zu sein, daß du die Verantwortung für Kinder übernehmen kannst.«

»Aber mit mir wird Schluß gemacht.«

Blödsinnig lange, dumme, gähnende Schatten schlossen ihn ein.

»Der Tod«, schrie sie.

»Verzeihung, zweimal zwei ist vielleicht immer vier, dann geht es weiter; vielleicht auch nicht, dann ist es Schluß.«

Sie: »Die Zahl ist keine Tatsache; sie ist nur eine Ordnung und steht außer der Seele.«

Die Lichter eines Autos sausten durch die Stube.

»Reißt mich weg«, schrie er; Wände waren da, und Glasfenster schneiden.

»Man wehrt sich gegen sich selbst, hat nicht den Mut zu sich. Wer von den beiden ist Er? Einer davon ist mir verhaßt, widerlich; der andere furchtbar; kopfüber in die Wirrnis.«

Böhm breitete sich an der Decke aus. Ein breiter Schatten mit Lichtklexen, seine Augen stechende Kerzen, er schwoll beim Sprechen an, ein schall-geblähtes Segel.

»Kopuliert euch, diskutiert nichts Besseres vor dem Selbstverständlichen oder nehmt Rasiermesser.«

»Böhm, ich steile in Dich. Böhm, was ist das alles?«

Der rollte sich durch den oberen Ritz des Fensters hinaus, stieg sorgfältig in den Reflexstrahl einer Laterne, rief im Lichtkern »Oho!«

Bebuquin sagte:

»Ich hätte mich und die Welt ohne Laster nicht ertragen, nicht ohne den Willen gegen mich, nicht ohne partiellen Selbstmord. Der ist nötig wie das sogenannte Positive. Alles wäre mir sonst Geist, Willkür und grenzenlos, und das läuft zum Ende auf die große Oper heraus.«

Euphemia: »Bebuquin, bei Dir bin ich noch nie auf die Kosten gekommen. Lagen wir zusammen, kommt Dir die Philosophie, und das ist sehr komisch. Man kann sich bei Dir garnicht ernst nehmen, ein Kontrast frißt den anderen auf.«

Heinrich Lippenknabe trat ein.

»Ah, Kontrast, so heftig wie möglich. Aber man ordne ihn dem Gesetz unter. Das Gesetz ist Freiheit, und sie verwandelt den Kontrast zur Harmonie.«

Eine dicke Dame schwebt ein, geht mit dem Busen.

»Und man muß die Harmonie genießen, alles zur Freude auflösen, zu einer behaglichen Seligkeit. Wenn man so vollendet ist wie ich . . .«

Bebuquin wirft die Dame zum Fenster hinaus. Lippenknabe springt ihr nach, kommt früher zu Boden, beide fallen in einen Waschbottich; er verkauft ihr vor dem Heraussteigen ein Bild, sie feilschen vor Wasser triefend, fontänengleich unter dem antiken Himmel.

Bebuquin sprach leise zu Euphemia.

»Alles kommt auf den Tod an. Ist's hier zu Ende, dann können wir nicht vollendet werden. Kommt es denn auf mehr als den einzelnen Menschen an; und geht es weiter, dann ist auch dies Leben nur hinderlich. Auf dieser Erde einen Zweck zu haben, ist lächerlich.

Zwecke sind immer jenseitig, darüber hinaus; also wir brauchen ein Jenseits, glauben es aber nicht, und schließlich, ein Jenseits ist kraftraubend. Zwei Methoden gibt's, entweder man glaubt und ist bei Gott, ist Mystiker und verblödet an einer nagelnden Idee fixe, oder man platzt und wird gesprengt. Immer ist der Wahnsinn das einzig vermutbare Resultat.«

Euphemia: »Warum?«

»Diese Wünsche, die in mir sausen wie Tramways, die mich mir entreißen, ich bin vom Getöse der Nichtigkeiten umlärmt.«

Unten schlürften betropfte Enthousiasten weiter; der Maler predigte der dicken Dame von Abstinenz, der heroischen Einsamkeit und der Tragik des Schaffenden; damit sie ihn harmonisiere.

O ihr gefetteten Stimmen der Nacht, wandelnd durch nebelatmende Alleen, Ursache lyrischer Bände, Gelegenheit dekorativen Schreitens mit dem Blick in jene Fernen gesenkt; torkelnd über Plätze, man scherze über das verklungene Spiel der Kinder.

Achtzehntes Kapitel

»Wir haben Böhm zu begraben«, rief Bebuquin, »der Kerl wird lästig.«

Um die Leiche des Teuren, eine öffentliche Angelegenheit, kümmerte man sich nicht; wollte ihn nur erledigen.

Bebuquin stieg aus der Bar, von der Möglichkeit eines Begräbnisses überzeugt.

Die Leiche irgend eines Selbstmörders wurde vorbeigetrottet, dahinter ein trauernder, leerer Repräsentationswagen.

Bebuquin stieg ein und murmelte. Man kam zum Stadtende, wo die letzten Häuser erfolglos die Ebene zu accentuieren suchten, hielt am Kirchhof.

Bebuquin schlich sich ungesehen herein.

Er fand eine unbenutzte Stelle, zögerte jedoch noch, das Grab aufzuwerfen; dann ging er daran mit heftiger Wut. Wie er einigermaßen ein Loch zustande gebracht hatte, war die übrige Amtshandlung zu Ende. Er grub weiter, stellte sich als Monument hinter die Grube, des öfteren den Grabspruch sagend

»Weinet inniglich und seid gebückt!«

Und faltete die Hände über die Brust.

Die Sonne ging auf und funkelte auf ihn, der als Gekreuzigter dastand.

Allmählich ging diese Stellung in ein geregeltes Freiturnen über.

»Stofflosigkeit, Stofflosigkeit«, knirschte er vor Wut und begab sich zum Grab einer gewissen Josefine Peters, geborene Dewitz, um heiße Tränen zu vergießen.

Bericht der letzten drei Nächte.

Erste Nacht. – Bebuquin lag ruhig in den weißen Kissen, lang ausgestreckt, lange ein Loch in die Decke stierend, welche sich nicht hob. Kurze Zeit meinte er im Schlamm zu schwimmen; dann fieberte er, sich den Kopf mit den Fingern umfassend; ziemlich ängstlich versteckte er sich vor dem offenen Fenster, als fürchte er herauszusausen. Er war nicht fähig zu sprechen. Nach einer Stunde redete er sehr beherrscht.

Zweite Nacht. – Bebuquin vermied es einzuschlafen. Es sei Gefahr, meinte er, daß er zu sehr ins Träumen gerate. Er spricht sehr erregt und spürt um sich dunkle Vögel. Dann erstarren die Kiefer.

Dritte Nacht. – Bebuquin schlief ruhig ein, fuhr im Schlaf einigemale mit den Händen empor; sein Gesicht lag allmählich wie im Krampf, die Haut faltete sich und umrunzelte den ganzen Schädel. Ruckweise öffneten sich auf Sekunden seine Lider, er zog Finger und Zehen sich spreizend in die Länge, dann ging er eng zusammen und zitterte heftig. Gegen Morgen wachte er auf, war unfähig zu reden und konnte nicht mehr allein essen. Nur einmal schaute er kühl drein und sagte

Aus.

Anhang

Zu dieser Ausgabe

Vom *Bebuquin* existieren als von Einstein selbst autorisierte Drucke die folgenden Ausgaben:

B 1907 Teildruck (umfaßt Kapitel 1–4), in: *Die Opale* 2 (1907) S. 169–175, unter dem Titel »Herr Giorgio Bebuquin«.

B 1912/1 Vollständiger (Vor-)Abdruck, in: *Die Aktion* 2 (1912) Sp. 885–890; 915–919; 949–951; 979–983; 1007–14; 1047–49; 1078–80; 1110–12; 1142–44; 1171–74; 1203–06; 1235–37; 1269–71; 1301–03, unter dem Titel »Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders« mit der Widmung »Für André Gide. Geschrieben 1906/9«.

B 1912/2 Buchausgabe unter dem gleichen Titel wie B 1912/1, erschienen im Dezember 1912 in Berlin-Wilmersdorf im Verlag der Wochenschrift »Die Aktion« (Franz Pfemfert), 108 S.; S. 103–108 die »Geleitworte« von Franz Blei (zuerst abgedruckt in: Die Aktion 2, 1912, Sp. 1424 f.).

B 1917 Überarbeitete zweite Ausgabe unter dem verkürzten Titel »Bebuquin«, erschienen 1917 in Berlin-Wilmersdorf im Verlag der Wochenschrift »Die Aktion« (Franz Pfemfert) als Band 5 der »Aktionsbücher der Aeternisten«. (Nachdruck dieser Ausgabe: Nendeln: Kraus-Reprint, 1973, 99 S.; S. 97–99 die »Geleitworte« von Franz Blei.)

B 1907 und B 1912/1 fußen auf einer im Durchschlag-Typoskript mit handschriftlichen Korrekturen Einsteins erhaltenen Textfassung (T) – heute im Besitz der Akademie der Künste, West-Berlin, Carl-Einstein-Archiv (ohne Signatur) – mit einem Umfang von 70 Blatt, davon 68 gezählte und 2 Titelblätter, deren erstes handschriftlich die Formulierung »Die Dilettanten des Wunders oder die billige Erstarrnis. Ein Vorspiel. Bebuquin« als Titelvorschlag enthält, versehen mit dem Vermerk Einsteins an Unbekannt (Franz Pfemfert?): »Dieser impertinente Umschlag soll Sie mitunter daran erinnern mir zu schreiben.« Das zweite, maschinenschriftliche Titelblatt enthält nur den Kurztitel »Bebuquin von Carl Einstein«. T weicht in der vorliegenden Form geringfügig (einige Lesarten; Absatzgliederung) von B 1907 ab, kann also nicht die Druckvorlage gewesen sein. T stellt offenkundig eine Zweitschrift dar, die als Manuskriptvorlage für B 1912/1 diente. Dieser Befund erhellt zusätzlich Einsteins Datierung des *Bebuquin*

mit »geschrieben 1906/9«. Das verlorene Druckmanuskript für B 1907 dürfte 1906 entstanden sein, und die mit T erhaltene Schreibfassung wäre die endgültige Bearbeitung aus dem Jahr 1909. Der Wert von T besteht darin, daß hier allein ein wirklich korrekter Text des Werks vorliegt, da der Abdruck B 1912/1 ausgesprochen fehlerhaft war. Ohne Absatzeinzug in Spalten gesetzt, verwischt er zumal die formale Struktur des *Bebuquin* mit seiner starken Absatzgliederung und den rhythmisierenden Zeilenbrechungen. Über diese satztechnisch bedingten Veränderungen hinaus, die aber in alle Folgeausgaben übernommen wurden, enthält B 1912/1 auch zahlreiche weitere Lese- und Satzfehler bis hin zu Auslassungen von Wörtern und ganzen Sätzen, was Einstein nicht korrigierte. Ein groteskes Beispiel für derartige Fehler, die dann immer weiter mitgeschleppt wurden, ist z. B. der Satz zu Anfang von Kapitel 16 »Bebuquin stand ein Ausrufezeichen« (B 1912/1, Sp. 1235). T hat hier lediglich »Bebuquin stand!« mit dem handschriftlichen Zusatz Einsteins »ein Ausrufzeichen«, um dem Setzer das im Durchschlag verwischte Satzzeichen zu erläutern.

Ein authentischer *Bebuquin*-Text kann trotz einiger marginaler und deshalb leicht korrigierbarer Fehler nur aufgrund von T hergestellt werden, da B 1912/2 seinerseits als Vorlage den Erstabdruck B 1912/1 benutzte und somit dessen Fehler und Absatzmißverständnisse übernahm. Einstein hat allerdings bei der Korrektur von B 1912/2 geringfügig stilistisch glättend eingegriffen. In stärkerem Maße gilt dies für B 1917, das seinerseits B 1912/2 als Vorlage benutzte. Einstein hat an einigen Stellen (vor allem in Kapitel 1 und 13) den Text gestrafft, erkennbar mit der gleichen Tendenz, die ihn auch zur Verkürzung des Titels veranlaßte. Insofern haben B 1912/2 und B 1917 immerhin einen gewissen Überlieferungswert, der aber durch Beibehaltung der mit B 1912/1 eingeschleppten Fehler stark relativiert wird.

Die vorliegende Ausgabe folgt T getreu. Die Eingriffe des Herausgebers sind nachfolgend in einem gesonderten Verzeichnis aufgeführt. Die Orthographie wurde weitestgehend unberührt gelassen. Dies gilt vor allem für Fälle eigentümlicher Schreibweisen, soweit sie sprachgeschichtlich sinnvoll waren (z. B. »Cirkus«, »Café«, »Cakes«, »Enthousiasten«, »Lichtklexe«), wobei schwankende Schreibweisen nicht vereinheitlicht wurden (z. B. »extasiert« / »Ekstase«, »hinten nach« / »hintennach«); es gilt ebenso für die zuweilen eigenwillige Groß- und Kleinschreibung Einsteins. Lediglich ausgesprochen fehlerhafte Schreibungen (z. B. »Rhytmus«, »Picolo«, »Wisky«) wurden, ebenso wie offensichtliche Tippversehen, korrigiert und finden sich

verzeichnet. Stillschweigend normalisiert wurde nur in den Fällen, wo das Typoskript *ss* für *ß*, *J* für *I* und *Ae*, *Oe*, *Ue* für *Ä*, *Ö*, *Ü* hat, und dort, wo drei gleiche Konsonanten aufeinandertreffen (z. B. »Balllokal«). Die Eigennameninitialen B und E wurden der besseren Verständlichkeit halber aufgelöst; auch diese Fälle sind im Verzeichnis festgehalten.

Problematisch ist zum Teil die Rekonstruktion der wörtlichen Reden im Text, da Einstein die Anführungszeichen in T erst nachträglich von Hand eingesetzt hat und ihm dabei zahlreiche Inkonsequenzen und Fehler unterliefen, deren Auswirkung insofern bedeutend ist, als dadurch mehrfach die Zuordnung von Redeteilen zu ihren Sprechern, aber auch die Verteilung von Personenrede und Erzählerpassagen offen bleibt. Die Drucke sind als Anhalte nicht geeignet, da dort die Anführungszeichen vom Setzer normiert und bei mangelhaftem Anhalt in der Vorlage auch nach eigenen Vorstellungen eingesetzt wurden. Die Fälle, wo der Herausgeber in T fehlende Anführungszeichen ergänzt hat, sind verzeichnet, um sie als zum Teil interpretierende Herausgebereingriffe kenntlich zu halten. Lediglich die von Einstein grundsätzlich weggelassenen Anführungszeichen vor und nach Einschüben (z. B. »sagte sie«, »antwortete er«) wurden als selbstverständliche, unstrittige Konvention stillschweigend gesetzt.

Die Interpunktion, die Einstein vielfach nach satzdynamischen Gesichtspunkten vornahm, wurde ebenfalls weitestgehend belassen und nur in einigen wenigen zwingenden Fällen, wie nachfolgend verzeichnet, ergänzt (vor allem dort, wo im Durchschlagexemplar am Zeilenende der letzte Anschlag weggefallen war).

Die Absatz- bzw. Zeilengliederung folgt streng der Vorlage einschließlich der nachträglichen Korrekturen Einsteins, um seine satzdynamischen und darstellungsstrukturellen Intentionen nicht zu verfälschen. In wenigen Einzelfällen ist allerdings das Befundbild von T nicht eindeutig. Im Zweifelsfall wurde, der stark zäsurierenden Tendenz des Gesamtwerks folgend, stets zugunsten eines Absatzes entschieden.

Für die Hilfe bei der Herstellung der Ausgabe habe ich Frau Elke Reske herzlich zu danken.

44,11 mir.] mir
44,18 Anfang.«] Anfang.
44,31 Radlertricks] Radlertriks
44,34 verzerrt;] verzerrt
45,24 Mehrere] Mehrre
45,36 bat, sie] bat sie
46,6 Reinheit,] Reinheit
46,15 schrie:] schrie
47,1 bekämpfen,] bekämpfen
47,32 sagte:] sagte
48,16 einen] ein
48,32 Euphemia] E.
49,25 übrige] rübige

Anmerkungen

Die Kommentierung beschränkt sich auf reine Sacherläuterungen. Auf dem verfügbaren Raum war die Fülle der philosophischen Anspielungen Einsteins nicht näher zu dokumentieren.

3,5 f. *Für André Gide. Geschrieben 1906/9:* Die Widmung und der Entstehungsvermerk fehlen in T und finden sich erst ab B 1912/1.

3,23 *Posterieur:* vulgärfrz. für ›Hintern‹. Im 19. Jh. sind in Deutschland eher die lateinischen Formen *posterior/posteriora* üblich.

4,31 f. *Nebukadnezar Böhm:* Der Vorname zitiert den babylonischen König (6. Jh. v. Chr.) aus dem Alten Testament, der sich zum Idol gegen Gott aufwarf und dafür zum Tier erniedrigt wurde. Da Böhm vermutlich als Wortspielname auf ›Bohème‹ zurückgeht (Bohème > Boehm > Böhm), liegt der ironische Charakter der Namensgebung auf der Hand.

5,4 *Nietzsche:* Mit der spöttischen Zitierung des Philosophen Friedrich N. (1844–1900) wird auf einen der für Einstein wichtigen Leitautoren verwiesen.

7,31 *Schopenhauer:* Die Zitierung des Philosophen Arthur Sch. (1788–1860) ist zwar ironisch, doch markiert seine Nennung ihn als latenten Leitautor Einsteins zur Zeit der Abfassung des *Bebuquin*.

8,9–11 *Anstrengungen der Wissenschaftler ... zurückzuführen:* Gemeint sind die vor allem durch Hermann von Helmholtz (1821–94) im 19. Jh. initiierten naturwissenschaftlichen Erörterungen zur Physiologie und Psychologie der Tonempfindungen.

8,15 *Cakes:* Engl. *cake* ›Kuchen‹, um 1900 auch im Deutschen als Fremdwort *Cake/Kake* ›Gebäck‹ üblich, erscheint hier in der Pluralform, aus der sich dann das Wort *Keks* ergab.

8,19 *Knoten:* Knote: älteres Schimpfwort (svw. ›grober Kerl‹).

8,32 f. *das Infinitesimale:* (lat.) das unendlich Kleine.

10,4 *Satze vom kausalen Denken:* Gemeint ist das Kausalgesetz bzw. das Kausalitätsprinzip, d. h. der Grundsatz, daß für jedes Geschehen eine Ursache bestehen muß.

13,1 *Kant:* Die Zitierung Immanuel Kants (1724–1804) verweist mittelbar auf die Bedeutung, die für Einsteins Poetik der Neukantianismus und seine erkenntnistheoretischen Folgerungen im Gegenzug gegen den deutschen Idealismus (Fichte, Schelling, Hegel) gehabt haben.

16,10 *Chartreuse:* französischer Kräuterlikör (›Kartäuserlikör‹), benannt nach seinem ursprünglichen Herkunftsort, dem Kloster La Grande Chartreuse bei Grenoble.

16,23 *Präventiv:* (lat.) Empfängnisverhütungsmittel.

16,32 *den Pythagoräischen Lehrsatz:* ironische Zitierung des von dem griechischen Philosophen Pythagoras (6. Jh. v. Chr.) aufgestellten Lehrsatzes, nach dem im rechtwinkligen Dreieck der Inhalt des über der Hypotenuse errichteten Quadrats gleich der Summe der Inhalte des über den beiden Katheten errichteten Quadrats ist.

17,2 f. *principium individuationis:* (lat.) der Grund für die Besonderung des Allgemeinen in eine Vielzahl von Einzelwesen. Die Frage, wodurch das Individuum spezifisch bedingt und ermöglicht werde, wurde vor allem im mittelalterlichen Universalienstreit erörtert. Hier vermutlich direkte Anspielung auf Schopenhauer, der Raum und Zeit als Individuationsprinzip erklärte, weil sie die Bedingung der Erscheinung von Vielheit seien.

17,13 *Positivismus:* Gezielt wird im Kontext auf den reinen, methodischen Beschreibungscharakter des strengen Positivismus um 1900.

17,19 f. *Das Sublime:* begrifflich identisch mit dem Erhabenen. Anspielung Einsteins auf ein wesentliches Denkkonzept der Neuzeit, das auf Überwindung der irdischen Begrenztheit zugunsten des Ewigen und Unendlichen abzielt.

17,25 *sich materialisieren:* ironisches Stichwort, das auf die im 19. Jh. recht beliebten okkultistischen und spiritistischen Vorstellungen verweist, mit Hilfe eines Mediums ließen sich Geistwesen zu körperlicher Erscheinung bringen.

18,1 *Sic:* (lat.) so. Halbzitat der scholastischen Beweisführungsformel »sic et non« so und nicht (so)‹, die der rationalen Sicherung von Glaubenswahrheiten dienen sollte.

18,10 *Idiosynkrasie:* (griech.) ursprünglich die ›Eigenmischung‹ der Körpersäfte gemäß der antiken Temperamentenlehre. Hier wohl eher im modernen Sinne der individuellen, assoziativen Gefühlsreaktion auf Außenreize (Gerüche, Töne, Speisen, Menschen usw.)

18,15 *Chartreuse:* vgl. Anm. zu 16,10.

18,36 *Utilist:* Vertreter der Lehre vom Utilitarismus, einer altruistischen Lehre, die im Streben nach Nutzen für den Einzelnen wie die Allgemeinheit die Basis bewußten und sittlichen Handelns sehen will.

18,37 *Maja:* Der Begriff bezeichnet in der wedischen und brahmanischen Philosophie die Vorstellung, daß die Erscheinungswelt nur ein Trugbild sei.

Äther: nach älterer naturphilosophischer Vorstellung die unsichtbare Trägersubstanz des Lichts; später auch allgemein als Bezeichnung für den Inbegriff von Kraftfeldern benutzt.

19,4 *Robert Meyer:* ironischer Verweis auf den führenden deutschen Naturforscher Julius Robert Mayer (1814–78), der zuerst das Gesetz von der Erhaltung der Energie aufstellte (1842) und die Äquivalenz von Wärme und Arbeit begründete.

20,2 f. *Noch für Dante ... Lust:* Verweis auf Dantes (1265–1321) Hauptwerk *Divina Commedia* mit ihrer vielgestaltigen Thematik bei der Darstellung des Jenseits mit Hölle, Fegefeuer und Himmel.

20,4 *platonischer Ideen:* Gemeint ist die Ideenlehre Platons (428–349 v. Chr.), der in der Idee als Urbild das wahrhaft Seiende, das Allgemeine, das Wesen der Dinge und der individuellen Wirklichkeit definierte.

20,16 *Cancan des Chamäleons serpentina alcoholica:* Der Cancan, ein exzentrischer Modetanz des 19. Jh.s, galt in bürgerlichen Kreisen vielfach als ›unzüchtig‹, wie er andererseits im Milieu der Bohème favorisiert wurde. Das »Chamäleon serpentina alcoholica« ist eine metaphorische Erfindung Einsteins: die Fähigkeit des Chamäleons, seine Farbe zu wechseln, wird hier mit alkoholischer Schlangenhaftigkeit in Verbindung gebracht.

20,23 *Knidos:* Dorische Hafenstadt an der Südwestspitze Kleinasiens ohne spezifischen Bezug zu einer Vasenproduktion. Künstlerisch berühmt war der Ort nur wegen einer Aphrodite-Statue des Praxiteles (um 400–330 v. Chr.).

22,28 *Trotteurs:* Frz. *trotteur* bedeutet ursprünglich ›Traber‹ (vom Pferd), dann auf Menschen übertragen ›rüstiger Fußgänger‹, z. T. auch mit pejorativer Färbung ›Vagabund‹. Hier bezeichnet es wohl eher, im Anschluß auch an frz. *trotter* ›herumlaufen‹, allgemein den ›Bummler‹. (Vgl. auch 25,28 f. »Reflexe ... der letzten Bummler«.)

22,29 *Autohuppe:* Huppe: mundartliche Form für das seit 1898 belegte *Hupe* ›Signalinstrument (für Kraftfahrzeuge)‹.

22,32 *Kintop:* (meist:) Kintopp: umgangssprachliche Form für *Kinematograph* (nach 1905 in Berlin entstanden).

23,2 *Kinema:* Übernahme von frz. *cinéma* als Kurzform von *cinématographe.*

23,17 *Reformkleid:* um 1900 aufklärerisch favorisierte, natürliche weibliche Kleidung ohne Taille unter Verzicht auf das Korsett.

23,26 *den Büchmann:* Gemeint ist Georg Büchmanns (1822–84)

Werk *Geflügelte Worte. Der Zitatenschatz des deutschen Volkes*, das 1864–67 zum ersten Mal erschien und seitdem in immer neuen ergänzten Auflagen (1907 war die 23. erreicht) den wichtigsten Fundus für einen im schlechten Sinne bildungsbürgerlichen Umgang mit Literatur bietet, der sich mit bloßen Stichworten begnügt.

24,7 *Gerattel:* Die Drucke haben in »Geratter« korrigiert, obwohl »Gerattel« eine vertretbare Bildung Einsteins wäre, die gerade den Kontext präzise träfe. »Gerattel« wäre Kollektivnomen zu niederdt. *ratelen* ›rasseln‹, daraus *Rattel* ›Rassel‹. Vgl. auch engl. *to rattle* ›klappern, klirren‹, das möglicherweise überhaupt ohne Kenntnis des deutschen Sprachhintergrunds Einstein inspiriert haben könnte.

24,10 *Drehbühne! Shakespeare bei Reinhardt:* Die Einführung der Drehbühne erfolgte 1896 durch den Münchner Bühnentechniker Karl Lautenschläger. Bahnbrecher für ihre künstlerische Nutzung war der Regisseur Max Reinhardt (1873–1943), der sie 1905 bei der Inszenierung von Shakespeares *Sommernachtstraum* am Deutschen Theater in Berlin erstmals einsetzte und dadurch mit den ästhetischen Prinzipien eines naturalistischen Spielraums brach.

25,30 *d'Annunzio:* Der italienische Dichter Gabriele d'A. (1863 bis 1938) galt um 1900 als Erneuerer der italienischen Literatur, seine Lyrik und Prosa hatten eine bedeutende Ausstrahlung auf die Literatur der europäischen Frühmoderne vor allem innerhalb der symbolistischen Strömungen. Im Kontext dürfte Einstein auf die Romane *Il piacere* (1889; dt. *Lust*, 1898) bzw. *Il fuoco* (1900; dt. *Feuer*, 1900) anspielen.

26,4 *Ehmke Laurenz, Platoniker:* Die Figur wurde von Einstein nochmals in der Erzählung *Der unentwegte Platoniker* (1913/18) eingeführt. (*Werke* I, S. 439–462.)

27,31 *Salto mortales:* Die korrekte Pluralform von *Salto mortale* wäre *Salti mortali* bzw. *Salto mortale*.

32,7 *Narcoticis:* Narcotica: Rauschmittel, Drogen.

32,16 *kathartisches:* Der Begriff ist hier wohl kaum mehr dem Gedanken der seelischen Läuterung im Umfeld der älteren Tragödientheorie zuzuordnen, sondern dürfte von Einstein in einem psychoanalytischen Kontext rezipiert worden sein. Die geistig-seelische Läuterung als psychoanalytische Methode, die über erinnerndes Bewußtmachen traumatische Erlebnisse zur Heilung offenlegt, geht auf Josef Breuer zurück, der sie von etwa 1880 an in Verbindung mit Sigmund Freud weiterentwickelte.

34,23 f. *des Straußen, der den eigenen Kot frißt:* Woher diese Vorstellung stammt, ist unklar; in der älteren allegorischen Tradition findet sie sich nicht. In der Antike wurde dem Strauß allerdings die Eigenschaft zugeschrieben, alles Erreichbare gierig in sich hinein zu fressen und zu verdauen.

36,34 *vier Axiomen:* Gemeint sind die vier »Sätze«, die die Grundgesetze der Logik bilden: der Satz von der Identität, vom Widerspruch, vom ausgeschlossenen Dritten und vom zureichenden Grund.

37,1 *der pythagoräische Lehrsatz:* vgl. Anm. zu 16,32.

37,25 *Bazis:* Bazi: Kurzform aus *Lumpazi* mit spöttisch abwertender Tendenz, hier wohl noch stärker negativ ›Taugenichts‹, ›Lump‹.

38,2 *om:* esoterische, verschieden gedeutete Silbe in der wedischen, hinduistischen und buddhistischen Überlieferung, die besonders auch als Mantra (Spruch) bei Riten, Meditation und magischen Handlungen verwendet wurde.

38,20 *Bonzen: Bonze*, das japanische Wort für den buddhistischen Priester, dringt schon im 18. Jh. (Wieland) als negative Bezeichnung für den bigotten Geistlichen ins Deutsche ein.

38,24 f. *Satz des Widerspruchs:* eigentlich »Satz des zu vermeidenden Widerspruchs«, als oberster logischer Grundsatz schon von Aristoteles formuliert. Zwei einander widersprechende Urteile von der Form »A ist B« und »A ist nicht B« können nicht beide zugleich wahr sein, woraus notwendig folgt, daß entweder die positive oder die negative Aussage falsch ist.

39,30 *Petrefakte:* (lat.) Versteinerte.

40,4 *Antiphone:* (griech.) in der Liturgie eigentlich der Wechselgesang, hier von Einstein konkret (bei subjektivem Sprachgebrauch) im Sinne von ›Gegenstrophe‹ gemeint.

41,2 *Für Frl. Anita Rée:* Die Widmung ist in T handschriftlich nachgetragen. Nach Penkert, Carl Einstein, S. 59, Anm. 59 handelt es sich um eine Hamburger Freundin Einsteins. Den Namen Sabine Ree verwendete Einstein mehrfach als Pseudonym; u. a. für den 1910 entstandenen »Vathek«-Aufsatz (in: *Die Aktion* 3, 1913, Sp. 298–301) und für »Parafrase« (in: ebd., Sp. 469–471).

41,7 *Lauterheit:* ältere Nebenform (etwa bei Lessing) für *Lauterkeit*.

45,23 *Paralyse:* (vollständige) Bewegungslähmung.

45,33 *Pierrot:* Pantomimenfigur der (Pariser) Commedia dell'arte in der 1. Hälfte des 19. Jh.s, die durch Joris-Karl Huysmans und Léon Hennique (*Pierrot Sceptique*, 1881) und durch Jules Laforgue (*Pierrot fumiste*, 1882) zur Farcenfigur weiterentwickelt wurde. Als »Dandy de la lune« erscheint der Pierrot-Typus auch in Lafor-

gues Lyrik, und symbolistisch verwertet dann in Albert Girauds *Pierrot lunaire* (1884; übers. von Otto Erich Hartleben 1893; später von Arnold Schönberg vertont).

46,27 *Funsel:* auch: *Funse*, ältere Form für *Funzel* ›schlechte Öllampe‹.

48,29 *Idee fixe:* Idée fixe (frz.): psychopathologischer Fachbegriff für übergewichtig/einseitig orientierte Vorstellungen (»überwertige Ideen«), die stark affektbesetzt sind und anders gerichtete Ideen gar nicht aufkommen lassen.

Literaturhinweise

Aufgenommen wurden bei der Primär- wie Sekundärliteratur nur neuere Editionen und Forschungsarbeiten, da eine Bibliographie der Originalpublikationen und der älteren Einstein-Literatur vor allem aufgrund der Übersichten von Sibylle Penkert und Heidemarie Oehm leicht zugänglich ist. – Zu den autorisierten Drucken des *Bebuquin* siehe »Zu dieser Ausgabe« im vorliegenden Band.

Werkausgaben bzw. Einzeldrucke

Gesammelte Werke. Hrsg. von Ernst Nef. Wiesbaden: Limes, 1962.

Existenz und Ästhetik. Einf. mit einem Anh. unveröff. Nachlaßtexte, 2 Abb. und 2 Brief-Faks. von Sibylle Penkert. Wiesbaden: Steiner, 1970.

Absolute Kunst und absolute Politik (1921). In: alternative 13 (1970) S. 253–257.

Leben in China um die Mingzeit herum (1931). In: Ebd. S. 263–265.

Aufzeichnungen zu einer »Kunstgeschichte der Welt«. In: Ebd. S. 266–267.

Laurenz Schweißfuß klagt gegen Pfurz in trüber Nacht. Hrsg. und mit einem Nachw. vers. von Walther Huder. Berlin: Berliner Handpresse, 1971.

Die Fabrikation der Fiktionen. Hrsg. von Sibylle Penkert. Eingel. von Helmut Heißenbüttel. Mit Beitr. von Sibylle Penkert und Katrin Sello. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1973. (das neue buch. 17.)

Werke. Bd. 1. Hrsg. von Rolf-Peter Baacke unter Mitarb. von Jens Kwasny. Berlin: Medusa, 1980. Bd. 2. Hrsg. von Marion Schmid unter Mitarb. von Henriette Beese und Jens Kwasny. Ebd. 1981. Bd. 3. Hrsg. von Marion Schmid unter Mitarb. von Henriette Beese und Jens Kwasny. Ebd. 1985. [Zit. als: Werke.]

Sekundärliteratur

Gert Quenzer: Absolute Prosa. Carl Einstein *Bebuquin oder die Dilettanten des Wunders*. In: Der Deutschunterricht 17 (1965) H. 5. S. 53–65.

Sibylle Penkert: Carl Einstein. Beiträge zu einer Monographie, Göttingen 1969.

Heinz Graber: Carl Einstein. In: Wolfgang Rothe (Hrsg.): Expres-

Alfred Döblin: Die Ermordung einer Butterblume

Die Ermordung einer Butterblume

Der schwarzgekleidete Herr hatte erst seine Schritte gezählt, eins, zwei, drei, bis hundert und rückwärts. als er den breiten Fichtenweg nach St. Ottilien hinanstieg, und sich bei jeder Bewegung mit den Hüften stark nach rechts und links gewiegt, so daß er manchmal taumelte; dann vergaß er es.
Die hellbraunen Augen, die freundlich hervorquollen. starrten auf den Erdboden, der unter den Füßen fortzog, und die Arme schlenkerten an den Schultern, daß die weißen Manschetten halb über die Hände fielen. Wenn ein gelbrotes Abendlicht zwischen den Stämmen die Augen zum Zwinkern brachte, zuckte der Kopf, machten die Hände entrüstete hastige Abwehrbewegungen. Das dünne Spazierstöckchen wippte in der Rechten über Gräser und Blumen am Wegrand und vergnügte sich mit den Blüten.
Es blieb, als der Herr immer ruhig und achtlos seines Weges zog, an dem spärlichen Unkraut hängen.. Da hielt der ernste Herr nicht inne, sondern ruckte, weiter schlendernd, nur leicht am Griff, schaute sich dann, am Arm festgehalten, verletzt um, riß erst vergebens, dann erfolgreich mit beiden Fäusten das Stöckchen los und trat atemlos mit zwei raschen Blicken auf den Stock und den Rasen zurück, so daß die Goldkette auf der schwarzen Weste hochsprang.

Außer sich stand der Dicke einen Augenblick da. Der steife Hut saß ihm im Nacken. Er fixierte die verwachsenen Blumen, um dann mit erhobenem Stock auf sie zu stürzen und blutroten Gesichts auf das stumme Gewächs loszuschlagen. Die Hiebe sausten rechts und links. Über den Weg flogen Stiele und Blätter.
Die Luft laut von sich blasend, mit blitzenden Augen ging der Herr wei¬ter. Die Bäume schritten rasch an ihm vorbei; der Herr achtete auf nichts. Er hatte eine aufgestellte Nase und ein plattes bartloses Gesicht, ein ältliches Kindergesicht mit süßem Mündchen.
Bei einer scharfen Biegung des Weges nach oben galt es aufzuachten, Als er ruhiger marschierte und sich mit der Hand gereizt den Schweiß von der Nase wischte, tastete er, daß sein Gesicht sich ganz verzerrt hatte, daß seine Brust heftig keuchte. Er erschrak bei dem Gedanken, daß ihn jemand sehen konnte, etwa von seinen Geschäftsfreunden oder eine Dame. Er strich sein Gesicht und überzeugte sich mit einer verstohlenen Handbewegung. daß es glatt war.
Er ging ruhig. Warum keuchte er? Er lächelte verschämt. Vor die Blumen war er gesprungen und hatte mit dem Spazierstöckchen gemetzelt, ja, mit jenen heftigen aber wohlgezielten Handbewegungen geschlagen, mit denen er seine Lehrlinge zu ohrfeigen gewohnt war, wenn sie nicht gewandt genug die Fliegen im Kontor fingen und nach der Größe sortiert ihm vorzeigten.
Häufig schüttelte der ernste Mann den Kopf über das sonderbare Vor¬kommnis. „Man wird nervös in der Stadt. Die Stadt macht mich ner¬vös“, wiegte sich nachdenklich in den Hüften, nahm den steifen engli¬schen Hut und fächelte die Tannenluft auf seinen Schopf. Nach kurzer Zeit war er wieder dabei, seine Schritte zu zählen, eins, zwei, drei. Fuß trat vor Fuß, die Arme schlenkerten an den Schultern. Plötzlich sah Herr Michael Fischer, wahrend sein Blick leer über den Wegrand strich, wie eine untersetzte Gestalt, er selbst, von dem Rasen zurücktrat, auf die Blumen stürzte und einer Butterblume den Kopf glatt abschlug. Greifbar geschah vor ihm, was sich vorhin begeben hatte an dem dunklen Weg. Diese Blume dort glich den andern auf ein Haar. Diese eine lockte seinen Blick, seine Hand, seinen Stock. Sein Arm hob sich, das Stöckchen sauste, wupp, flog der Kopf ab. Der Kopf überstürzte sich in der Luft, verschwand im Gras. Wild schlug das Herz des Kaufmanns. Plump sank jetzt der gelöste Pflanzenkopf und wühlte sich in das Gras. Tiefer, immer tiefer, durch die Grasdecke hindurch, in den Boden hinein. Jetzt fing er an zu sausen, in das Erdinnere, daß keine Hände

Döblin, Alfred: Die Ermordung einer Butterblume. München und Leipzig: Georg Müller, 1913.

ihn mehr halten konnten. Und von oben, aus dem Körperstumpf. tropfte es, quoll aus dem Halse weißes Blut, nach in das Loch, erst wenig, wie einem Gelähmten, dem der Speichel aus dem Mundwin¬kel läuft, dann in dickem Strom, rann schleimig, mit gelbem Schaum auf Herrn Michael zu, der vergeblich zu entfliehen suchte, nach rechts hüpfte, nach links hüpfte. der drüber wegspringen wollte, gegen dessen Füße es schon anbrandete. Mechanisch setzte Herr Michael den Hut auf den schweißbedeckten Kopf, preßte die Hände mit dem Stöckchen gegen die Brust. „Was ist geschehen?“ fragte er nach einer Weile. „Ich bin nicht berauscht. Der Kopf darf nicht fallen, er muß liegen bleiben, er muß im Gras liegen bleiben. Ich bin überzeugt, daß er jetzt ruhig im Gras liegt. Und das Blut --. Ich erinnere mich dieser Blume nicht, ich bin mir absolut nichts bewußt.“

Er staunte, verstört, mißtrauisch gegen sich selbst. In ihm starrte alles auf die wilde Erregung, sann entsetzt über die Blume, den gesunkenen Kopf den blutenden Stiel. Er sprang noch immer über den schleimigen Fluß. Wenn ihn jemand sähe, von seinen Geschäftsfreunden oder eine Dame.

In die Brust warf sich Herr Michael Fischer, umklammerte den Stock mit der Rechten. Er blickte auf seinen Rock und stärkte sich an seiner Haltung. Die eigenwilligen Gedanken wollte er schon unterkriegen: Selbstbeherrschung. Diesen Mangel an Gehorsam würde er, der Chef energisch steuern. Man muß diesem Volk bestimmt entgegentreten: „Was steht zu Diensten? In meiner Firma ist solch Benehmen nicht üblich. Hausdiener. raus mit dem Kerl.“ Dabei fuchtelte er, stehen blei¬bend, mit dem Stöckchen in der Luft herum. Eine kühle, ablehnende Miene hatte Herr Fischer aufgesetzt; nun wollte er einmal sehen. Seine Überlegenheit ging sogar soweit, daß er oben auf der breiten Fahrstraße seine Furchtsamkeit bespöttelte. Wie würde es sich komisch machen, wenn an allen Anschlagsäulen Freiburgs am nächsten Morgen ein rotes Plakat hinge: „Mord begangen an einer erwachsenen Butterblume, auf dem Wege vom Immental nach St. Ottilien, zwischen sieben und neun Uhr abends. Des Mordes verdächtig“ et cetera. So spöttelte der schlaffe Herr in Schwarz und freute sich über die kühle Abendluft. Da unten würden die Kindermädchen, die Pärchen finden, was von seiner Hand geschehen war. Geschrei wird es geben und entsetztes Nachhauselaufen. An ihn würden die Kriminalbeamten denken, an den Mörder, der sich schlau ins Fäustchen lachte. Herr Michael erschauerte wüst über seine eigne Tollkühnheit, er hätte sich nie für so verworfen gehalten. Da unten lag aber sichtbar für die ganze Stadt ein Beweis seiner raschen Energie.

Der Rumpf ragt starr in die Luft, weißes Blut sickert aus dem Hals. Herr Michael streckte leicht abwehrend die Hände vor. Es gerinnt oben ganz dick und klebrig, so daß die Ameisen hängen bleiben.

Herr Michael strich sich die Schläfen und blies laut die Luft von sich. Und daneben im Rasen fault der Kopf Er wird zerquetscht, aufgelöst vom Regen, verwest. Ein gelber stinkender Matsch wird aus ihm, grünlich, gelblich schillernd, schleimartig wie Erbrochenes. Das hebt sich lebendig, rinnt auf ihn zu, gerade auf Herrn Michael zu, will ihn er¬säufen, strömt klatschend gegen seinen Leib an, spritzt an seine Nase. Er springt, hüpft nur noch auf den Zehen.

Der feinfühlige Herr fuhr zusammen. Einen scheußlichen Geschmack fühlte er im Munde. Er konnte nicht schlucken vor Ekel, spie unauf¬hörlich. Häufig stolperte er, hüpfte unruhig, mit blaubleichen Lippen weiter.

„Ich weigere mich, ich weigere mich auf das entschiedenste, mit Ihrer Firma irgendwelche Beziehung anzuknüpfen.“

Das Taschentuch drückte er an die Nase. Der Kopf mußte fort, der Stiel zugedeckt werden, eingestampft, verscharrt. Der Wald roch nach der Pflanzenleiche. Der Geruch ging neben Herrn Michael einher, wurde immer intensiver. Eine andere Blume mußte an jene Stelle

gepflanzt werden, eine wohlriechende, ein Nelkengarten. Der Kadaver mitten im Walde mußte fort. Fort.
Im Augenblick, als Herr Fischer stehen bleiben wollte, fuhr es ihm durch den Kopf, daß es ja lächerlich war, umzukehren, mehr als lächerlich. Was ging ihn die Butterblume an? Bittere Wut lohte in ihn, bei dem Gedanken, daß er fast überrumpelt war. Er hatte sich nicht zusammengenommen, biß sich in den Zeigefinger: „Paß auf du, ich sag dir's, paß auf, Lump, verfluchter.“ Zugleich warf sich hinterrücks Angst riesengroß über ihn.
Der finstere Dicke sah scheu um sich, griff in seine Hosentasche, zog ein kleines Taschenmesser heraus und klappte es auf.
Inzwischen gingen seine Füße weiter. Die Füße begannen ihn zu grimmen. Auch sie wollten sich zum Herrn aufwerfen; ihn empörte ihr eigenwilliges Vorwärtsdrängen. Diese Pferdchen wollte er bald kirren. Sie sollten es spüren. Ein scharfer Stich in die Flanken würde sie schon zähmen. Sie trugen ihn immer weiter fort. Es sah fast aus, als ob er von der Mordstelle fortliefe. Das sollte niemand glauben. Ein Rauschen von Vögeln, ein fernes Wimmern lag in der Luft und kam von unten herauf. „Halt, halt!“ schrie er den Füßen zu. Da stieß er das Messer in einen Baum.
Mit beiden Armen umschlang er den Stamm und rieb die Wangen an der Borke. Seine Hände fingerten in der Luft, als ob sie etwas kneteten: „Nach Kanossa gehn wir nicht.“ Mit angestrengt gerunzelter Stirn studierte der todblasse Herr die Risse des Baumes, duckte den Rücken, als ob von hinten etwas über ihn hinwegspringen sollte. Die Telegrafenverbindung zwischen sich und der Stelle hörte er immer wieder klirren, trotzdem er mit Fußstößen die Drähte verwirren und zudrücken wollte. Er suchte es sich zu verbergen, daß seine Wut schon gelähmt war, dass in ihm eine sachte Lüsternheit aufzuckte, eine Lüsternheit nachzugeben. Ganz hinten lüsterte ihn nach der Blume und der Mordstelle.
Herr Michael wippte versuchend mit den Knien, schnupperte in die Luft, horchte nach allen Seiten, flüsterte ängstlich: „Nur einscharren will ich den Kopf, weiter nichts. Dann ist alles gut. Rasch, bitte, bitte.“ Er schloß unglücklich die Augen, drehte sich wie versehentlich auf den Hacken um. Dann schlenderte er, als wäre nichts geschehen, geradeaus abwärts, in gleichgültigem Spaziergängerschritt. mit leisem Pfeifen, in das er einen sorglosen Ton legte, und streichelte, während er befreit aufatmete, die Baumstämme am Wege. Dabei lächelte er, und sein Mäul¬chen wurde rund wie ein Loch. Laut sang er ein Lied, das ihm plötzlich einfiel: „Häschen in der Grube saß und schlief.“ Das frühere Tänzeln, Wiegen der Hüften, Armschlenkern machte er nach. Das Stöckchen hatte er schuldbewußt hoch in den Ärmel hinauf geschoben. Manchmal schlich er bei der Biegung des Weges rasch zurück, ob ihn jemand beobachte.
Vielleicht lebte sie überhaupt noch; ja woher wußte er denn, daß sie schon tot war? Ihm huschte durch den Kopf, daß er die Verletzte wieder heilen könnte, wenn er sie mit Hölzchen stützte und etwa ringsherum um Kopf und Stiel einen Klebeverband anlegte. Er fing an schneller zu gehen, seine Haltung zu vergessen, zu rennen. Mit einmal zitterte er vor Erwartung. Und stürzte lang an einer Biegung hin gegen einen abgeholzten Stamm, schlug sich Brust und Kinn, so daß er laut ächzte. Als er sich aufraffte, vergaß er den Hut im Gras; das zerbrochene Stöckchen zerriß ihm den Ärmel von innen; er merkte nichts. Hoho, man wollte ihn aufhalten, ihn sollte nichts aufhalten; er würde sie schon finden. Er kletterte wieder zurück. Wo war die Stelle? Er mußte die Stelle finden. Wenn er die Blume nur rufen könnte. Aber wie hieß sie denn? Er wußte nicht einmal, wie sie hieß. Ellen? Sie hieß vielleicht Ellen, gewiß Ellen. Er flüsterte ins Gras, bückte sich, um die Blumen mit der Hand anzu¬stoßen. „Ist Ellen hier? Wo liegt Ellen? Ihr, nun? Sie ist verwundet, am Kopf, etwas unterhalb des Kopfes. Ihr wißt es vielleicht noch nicht, Ich will ihr helfen, ich bin Arzt, Samariter. Nun, wo liegt sie? Ihr könnt es mir ruhig anvertrauen. sag ich euch.“

Döblin, Alfred: Die Ermordung einer Butterblume. München und Leipzig: Georg Müller, 1913.

Aber wie sollte er, die er zerbrochen hatte, erkennen? Vielleicht faßte er sie gerade mit der Hand, vielleicht seufzte sie dicht neben ihm den letzten Atemzug aus.
Das durfte nicht sein.
Er brüllte: „Gebt sie heraus. Macht mich nicht unglücklich, ihr Hunde. Ich bin Samariter. Versteht ihr kein Deutsch?.“
Ganz legte er sich auf die Erde, suchte, wühlte schließlich blind im Gras, zerknäulte und zerkratzte die Blumen, während sein Mund offen stand und seine Augen gradaus flackerten. Er dumpfte lange vor sich hin. „Herausgeben. Es müssen Bedingungen gestellt werden. Präliminarien. Der Arzt hat ein Recht auf den Kranken. Gesetze müssen eingebracht werden.“
Die Bäume standen tiefschwarz in der grauen Luft am Wege und überall herum. Es war auch zu spät, der Kopf gewiß schon vertrocknet. Ihn ent¬setzte der endgültige Todesgedanke und schüttelte ihm die Schultern. Die schwarze runde Gestalt stand aus dem Grase auf und torkelte am Wegrand entlang abwärts.
Sie war tot. Von seiner Hand.
Er seufzte und rieb sich sinnend die Stirn.
Man würde über ihn herfallen, von allen Seiten. Man sollte nur, ihn kümmerte nichts mehr. Ihm war alles gleichgültig. Sie würden ihm den Kopf abschlagen, die Ohren abreißen, die Hände in glühende Kohlen legen. Er konnte nichts mehr tun. Er wusste, es würde ihnen allen einen Spaß machen, doch er würde keinen Laut von sich geben, um die gemeinen Henkersknechte zu ergötzen. Sie hatten kein Recht, ihn zu stra¬fen, waren selbst verworfen. Ja, er hatte die Blume getötet, und das ging sie gar nichts an, und das war sein gutes Recht, woran er festhielte gegen sie alle. Es war sein Recht, Blumen zu töten, und er fühl¬te sich nicht verpflichtet, das nachher zu begründen. Soviele Blumen, wie er wollte, könnte er umbringen, im Umkreise von tausend Meilen, nach Norden, Süden, Westen, Osten, wenn sie auch darüber grinsten. Und wenn sie weiter so lachten, würde er ihnen an die Kehle springen. Stehen blieb er; seine Blicke gifteten in das schwere Dunkel der Fichten. Seine Lippen waren prall mit Blut gefüllt. Dann hastete er weiter.
Er mußte wohl hier im Wald kondolieren, den Schwestern der Toten. Er wies darauf hin, daß das Unglück geschehen sei, fast ohne sein Zutun, erinnerte an die traurige Erschöpfung, in der er aufgestiegen war. Und an die Hitze. Im Grunde seien ihm allerdings alle Butterblumen gleichgültig. Verzweifelt zuckte er wieder mit den Schultern: „Was werden sie noch mit mir machen?“ Er strich sich mit den schmutzigen Fingern die Wangen; er fand sich nicht mehr zurecht.
Was sollte das alles; um Gotteswillen, was suchte er hier!
Auf dem kürzesten Wege wollte er davonschleichen, querabwärts durch die Bäume, sich einmal ganz klar und ruhig besinnen. Ganz langsam, Punkt für Punkt.
Um nicht auf dem glatten Boden auszugleiten, tastet er sich von Baum zu Baum. Die Blume, denkt er hinterlistig, kann ja auf dem Wege stehen bleiben, wo sie steht. Es gibt genug solch toten Unkrauts in der Welt. Entsetzen packt ihn aber, als er sieht, wie aus einem Stamm, den er berührt, ein runder blaßheller Harztropfen tritt; der Baum weint. Im Dunkeln auf einen Pfad flüchtend, merkt er bald, daß sich der Weg sonderbar verengt, als ob der Wald ihn in eine Falle locken wolle. Die Bäume treten zum Gericht zusammen.
Er muß hinaus.
Wieder rennt er hart gegen eine niedrige Tanne; die schlägt mit aufgehobenen Händen auf ihn nieder. Da bricht er sich mit Gewalt Bahn, während ihm das Blut stromweise über das Gesicht fließt. Er speit, schlägt um sich, stößt laut schreiend mit den Füßen gegen die Bäume, rutscht sitzend und kollernd abwärts, läuft schließlich Hals über Kopf den letzten Abhang am Rand des Waldes herunter, den Dorflichtern zu, den zerfetzten Gehrock über den Kopf geschlagen, während hinter ihm der Berg drohsam rauscht, die Fäuste schüttelt und überall ein Bersten und Brechen von Bäumen sich hören läßt, die ihm nachlaufen und schimpfen.

Döblin, Alfred: Die Ermordung einer Butterblume. München und Leipzig: Georg Müller, 1913.

Alfred Döblin: Die Ermordung einer Butterblume

Regungslos stand der dicke Herr an der Gaslaterne vor der kleinen Dorfkirche. Er trug keinen Hut auf dem Kopf in seinem zerzausten Haar¬schopf waren schwarze Erde und Tannennadeln, die er nicht abschüttelte. Er seufzte schwer. Als ihm warmes Blut den Nasenrücken entlang auf die Stiefel tropfte, nahm er langsam mit beiden Händen einen Rockschoß hoch und drückte ihn gegen das Gesicht. Dann hob er die Hände an das Licht und wunderte sich über die dicken blauen Adern auf dem Handrücken. Er strich an den dicken Knollen und konnte sie nicht wegstreichen Beim Ansingen und Aufheulen der Elektrischen trollte er weiter, auf engen Gäßchen. nach Hause.

Nun saß er ganz blöde in seinem Schlafzimmer, sagte laut vor sich hin: „Da sitz ich, da sitz ich“, und sah sich verzweifelt im Zimmer um. Auf und ab ging er, zog seine Sachen aus und versteckte sie in einer Ecke des Kleiderspindes. Er zog einen andern schwarzen Anzug an und las auf seiner Chaiselongue das Tagblatt. Er zerknäulte es im Lesen; es war etwas geschehen, es war etwas geschehen. Und ganz spürte er es am näch¬sten Tage, als er an seinem Pulte saß. Er war versteinert, konnte nicht fluchen, und mit ihm ging eine sonderbare Stille herum.

Mit krampfhaftem Eifer sprach er sich vor, daß alles wohl geträumt sein müsse; aber die Risse an seiner Stirn waren echt. Dann muß es Dinge geben, die unglaublich sind. Die Bäume hatten nach ihm geschlagen, ein Geheul war um die Tote gewesen. Er saß versunken da und kümmerte sich zum Erstaunen des Personals nicht einmal um die brummenden Fliegen. Dann schikanierte er die Lehrlinge mit finsterer Miene, ver¬nachlässigte seine Arbeit und ging auf und ab. Man sah ihn oft, wie er mit der Faust auf den Tisch schlug, die Backen aufblies, schrie, er würde einmal aufräumen im Geschäft und überall. Man würde es sehen. Er lasse sich nicht auf der Nase herumtanzen, von niemandem.

Als er rechnete, bestand er am nächsten Vormittag unerwartet etwas darauf, daß er der Butterblume zehn Mark gutschrieb. Er erschrak, verfiel in bitteres Sinnen über seine Ohnmacht und bat den Prokuristen, die Rechnung weiterzuführen. Am Nachmittag legte er selbst das Geld in einen besonderen Kasten mit stummer Kälte; er wurde sogar ver¬anlaßt, ein eigenes Konto für sie anzulegen; er war müde geworden, wollte seine Ruhe haben. Bald drängte es ihn, ihr von Speise und Trank zu opfern. Ein kleines Näpfchen wurde jeden Tag für sie neben Herrn Michaels Platz gestellt. Die Wirtschafterin hatte die Hände zusammen-geschlagen, als er ihr dies Gedeck befahl; aber der Herr hatte sich mit einem unerhörten Zornesausbruch jede Kritik verbeten.

Er büßte, büßte für seine geheimnisvolle Schuld. Er trieb Gottesdienst mit der Butterblume, und der ruhige Kaufmann behauptete jetzt, jeder Mensch habe seine eigene Religion: man müsse eine persönliche Stel¬lung zu einem unaussprechlichen Gott einnehmen. Es gebe Dinge, die nicht jeder begreift. In den Ernst seines Äffchengesichts war ein leidender Zug gekommen; auch seine Körperfülle hatte abgenommen, seine Augen lagen tief. Wie ein Gewissen sah die Blume in seine Handlungen. streng, von den größten bis zu den kleinsten alltäglichen.

Die Sonne schien in diesen Tagen oft auf die Stadt, das Münster und den Schloßberg, schien mit aller Lebensfülle. Da weinte der Verhärtete eines Morgens am Fenster auf, zum ersten Male seit seiner Kindheit. Urplötzlich, weinte, daß ihm fast das Herz brach. All diese Schönheit raubte ihm Ellen, die verhaßte Blume, mit jeder Schönheit der Welt klagte sie ihn jetzt an. Der Sonnenschein leuchtet, sie sieht ihn nicht; sie darf den Duft des weißen Jasmins nicht atmen. Niemand wird die Stelle ihres schmählichen Todes betrachten, keine Gebete wird man dort sprechen: das durfte sie ihm alles zwischen die Zähne werfen, wie lachhaft es auch war und er die Hände rang. Ihr ist alles versagt: das Mondlicht, das Brautglück des Sommers, das ruhige Zusammenleben mit dem Kuckuck, den Spaziergängern, den Kinderwagen. Er presste das Mündchen zusammen; er wollte die Menschen zurückhalten, als sie den Berg hinaufzogen. Wenn doch die Welt mit einem Seufzer untergegangen wäre, damit der Blume das Maul gestopft sei. Ja, an Selbstmord dachte er, um diese Not endlich zu stillen.

Döblin, Alfred: Die Ermordung einer Butterblume. München und Leipzig: Georg Müller, 1913.

Zwischendurch behandelte er sie erbittert, wegwerfend, drängte sie mit einem raschen Anlauf an die Wand. Er betrog sie in kleinen Dingen, stieß hastig, wie unabsichtlich, ihren Napf um, verrechnete sich zu ihrem Nachteil, behandelte sie manchmal listig wie einen Geschäftskon¬kurrenten. An dem Jahrestag ihres Todes stellte er sich, als ob er sich an nichts erinnerte. Erst als sie dringender auf eine stille Feier zu bestehen schien, widmete er ihrem Andenken einen halben Tag.

In einer Gesellschaft ging einmal die Frage nach dem Leibgericht herum. Als man Herrn Michael fragte, was er am liebsten esse, fuhr er mit kalter Überlegung heraus: „Butterblumen; Butterblumen sind mein Leibgericht.“ Worauf alles in Gelächter ausbrach, Herr Michael aber sich zusammenduckte auf seinem Stuhl, mit verbissenen Zähnen das Lachen hörte und die Wut der Butterblume genoß. Er fühlte sich als scheusäli¬ger Drache, der geruhsam lebendiges herunterschluckt, dachte an wirr Japanisches und Harakiri. Wenngleich er heimlich eine schwere Strafe von ihr erwartete.

Einen solchen Guerillakrieg führte er ununterbrochen mit ihr; ununter¬brochen schwebte er zwischen Todespein und Entzücken; er labte sich ängstlich an ihrem wütenden Schreien, das er manchmal zu hören glaubte. Täglich sann er auf neue Tücken; oft zog er sich, hoch auf¬geregt. aus dem Kontor in sein Zimmer zurück, um ungestört Pläne zu schmieden. Und so heimlich verlief dieser Krieg, und niemand wußte darum.

Die Blume gehörte zu ihm, zum Komfort seines Lebens. Er dachte mit Verwunderung an die Zeit, in der er ohne die Blume gelebt hatte. Nun ging er oft mit trotziger Miene in den Wald nach St. Ottilien spazieren. Und während er sich eines sonnigen Abends auf einem gefallenen Baumstamm ausruhte, blitzte ihm der Gedanke: hier an der Stelle, wo er jetzt saß, hatte seine Butterblume, Ellen, gestanden. Hier mußte es gewesen sein. Wehmut und ängstliche Andacht ergriff den dicken Herrn. Wie hatte sich alles gewendet! Seit jenem Abend bis heute. Er ließ versunken die freundlichen, leicht verfinsterten Augen über das Unkraut gehen, die Schwestern, vielleicht Töchter Ellens. Nach langem Sinnen zuckte es spitzbübisch über sein glattes Gesicht. Oh, sollte seine liebe Blume jetzt eins bekommen. Wenn er eine Butterblume ausgrübe, eine Tochter der Toten, sie zu Hause einpflanzte, hegte und pflegte, so hatte die Alte eine junge Nebenbuhlerin. Ja, wenn er es recht überlegte, konnte er den Tod der Alten überhaupt sühnen. Denn er rettete dieser Blume das Leben und kompensierte den Tod der Mutter; diese Tochter verdarb doch sehr wahrscheinlich hier. Oh, würde er die Alte ärgern, sie ganz kaltstellen. Der gesetzkundige Kaufmann erinnerte sich eines Paragraphen über Kompensation der Schuld. Er grub ein nahes Pflänz¬chen mit dem Taschenmesser aus, trug es behutsam in der bloßen Hand heim und pflanzte es in einen goldprunkenden Porzellantopf, den er auf einem Mosaiktischchen seines Schlafzimmers postierte. Auf den Boden des Topfes schrieb er mit Kohle: „§2403 Absatz 5.“

Täglich begoß der Glückliche die Pflanze mit boshafter Andacht und opferte der Toten, Ellen. Sie war gesetzlich, eventuell unter polizeilichen Maßregeln zur Resignation gezwungen, bekam keinen Napf mehr, keine Speise, kein Geld. Oft glaubte er, auf dem Sofa liegend, ihr Win¬seln, ihr langgezogenes Stöhnen zu hören. Das Selbstbewußtsein des Herrn Michael stieg in ungeahnter Weise. Er hatte manchmal fast Anwandlungen von Größenwahn. Niemals verfloß sein Lehen so heiter. Als er eines Abends vergnügt aus seinem Kontor in seine Wohnung geschlendert war, erklärte ihm seine Wirtschafterin gleich an der Tür ge¬lassen, daß das Tischchen beim Reinemachen umgestürzt, der Topf zerbrochen sei. Sie hatte die Pflanze, das gemeine Mistzeug, mit allen Scherben in den Mülleimer werfen lassen. Der nüchterne, leicht ver¬ächtliche Ton, in dem die Person von dem Unfall berichtete, ließ erkennen, daß sie mit dem Ereignis lebhaft sympathisiere.

Der runde Herr Michael warf die Tür ins Schloß, schlug die kurzen Hände zusammen, quiekte laut vor Glück und hob die überraschte Weibsperson an den Hüften in die Höhe, so weit es seine Kräfte und die Deckenlänge der Person erlaubten. Dann schwänzelte er aus dem

Döblin, Alfred: Die Ermordung einer Butterblume. München und Leipzig: Georg Müller, 1913.

Korri¬dor in sein Schlafzimmer, mit flackernden Augen, aufs höchste erregt; laut schnaufte er und stampften seine Beine; seine Lippen zitterten.
Es konnte ihm niemand etwas nachsagen; er hatte nicht mit dem geheimsten Gedanken den Tod dieser Blume gewünscht, nicht die Fingerspitze eines Gedankens dazu geboten. Die Alte, die Schwiegermutter, konnte jetzt fluchen und Sagen; was sie wollte. Er hatte mit ihr nichts zu schaffen. Sie waren geschiedene Leute. Nun war er die ganze Butterblumensippschaft los. Das Recht und das Glück standen auf seiner Seite. Es war keine Frage. Er hatte den Wald übertölpelt.
Gleich wollte er nach St. Ottilien, in diesen brummigen, dummen Wald hinauf. In Gedanken schwang er schon sein schwarzes Stöckchen. Blumen, Kaulquappen, auch Kröten sollten daran glauben. Er konnte morden, so viel er wollte. Er pfiff auf sämtliche Butterblumen.
Vor Schadenfreude und Lachen wälzte sich der dicke, korrekt geklei¬dete Kaufmann Herr Michael Fischer auf seiner Chaiselongue. Dann sprang er auf, stülpte seinen Hut auf den Schädel und stürmte an der verblüfften Haushälterin vorbei aus dem Hause auf die Straße. Laut lachte und prustete er. Und so verschwand er in dem Dunkel des Bergwaldes.

Der Ritter Blaubart

Hinter der dünnen Birkenreihe, welche die Stadt von Norden her umsäumte, zog eine wellige Ebene nach dem Meere zu, wenig mit niedrigen Kiefern und Strauchwerk besetzt. Kein einziger Weg führte aus dem Durchbruch der Stadtmauer nach dem Strand, der kaum zwei Stunden entfernt ist; eine Kleinbahn fuhr in weitem Bogen um die Einöde herum an das Wasser. In vielen Senkungen der Ebene stand der Sumpf, schwarz und steif wie Leim; Ratten und Kröten hausten hier; öfter stieß ein Häher durch die dicke Luft und schlug ein Weichtier an.

Wo sich die Hügelreihe am stärksten erhob, ragten quadratische und unförmige Steinblöcke scharf auf, Reste verwitterter Klippen. Das Meer hatte sich früher über das Land gestreckt; jetzt lag die Ebene verstört und frostig da; Meer und Erde wandten sich von ihr ab.

Diese Fläche war vor langen Jahren auf eine sonderbare Weise in den Besitz eines Barons Paolo di Selvi gekommen. Er war von einer Weltreise durch den Sund in diese See gesteuert, um in der Stadt den Vater seines ersten Bootsmannes zu besuchen, der unter dem Äquator dem Schwarzwasserfieber erlegen war. Er stieg ans Land, sprühend von Laune, träumerisch, eroberungssicher. Breitschulterig ging er mit den leicht gebogenen Beinen des Reiters über die Anlegebretter. Der Wind pfiff scharf an dem Morgen, und warf ihm die schiefsitzende Kapitänsmütze mit einem glatten Schlag ins Wasser, so daß er barhäuptig und lachend unter seinen Leuten stand, die das böse Omen entsetzte. Seine Augen waren etwas schräg gestellt, dicht an der Nase, die klein und stumpf war und mit ihrer Wurzel tief einsetzte. Die klaren hellgrauen Augen stimmten schlecht zu dem Munde von mädchenhafter Weiche, zu der Sanftheit seiner Stimme. Er ritt auf einem schwarzen Hengst hinter einem Maultiergespann den weiten Umweg nach der Stadt; zwei Truhen schleppte man zu dem alten Manne, den er suchte, eine mit Andenken und allem Nachlaß des Bootsmannes, die andere mit japanischer Seide, indischen Perlen und Juwelen, mit sibirischem Pelzwerk. Kaum zwei Stunden blieb er in der Stadt, dann trabte er pfeifend und lachend allein zurück, unbekannt der Gegend, den kurzen Weg durch die Ebene. Es ist nichts bekannt über die Geschehnisse in der Ebene an dem Mittag. Der Baron muß schon am Eingang des Gebietes vom Pferd abgesessen sein und sich allein durch den Sand und Morast gemacht haben. Beim nächsten Morgengrauen fand man den Vermißten besinnungslos auf der Klippe liegen, lang auf den Rücken ausgestreckt, über und über mit Tang und Lehm bedeckt, das Gesicht eigentümlich geschwollen, glühend,

Döblin, Alfred: Die Ermordung einer Butterblume. München und Leipzig: Georg Müller, 1913.

mit Bläschen, wie verbrannt, auch an der rechten Hand und dem Vorderarm löste sich die Haut in Fetzen ab. Man lagerte den ohnmächtigen Mann auf eine Bahre, trug ihn schräg über das Brachland auf die nächste Chaussee, wo man einen Heuwagen requirierte und in die Stadt fuhr. Die Wundflächen heilten in einer Woche. Der Baron wußte nicht, was ihm geschehen war. Nur die Krankenschwestern berichteten, daß seine Augen gegen Abend einen leidenden entsetzten Ausdruck annähmen, daß er den rechten Arm zur Abwehr in die Höhe hebe und trostlos wimmere. Als er völlig genesen war, schenkte er die Yacht seinem ersten Steuermann, entließ seine Leute und zog in die Stadt.

Zuerst bewohnte er ein Haus im Süden der Stadt, ganz im Freien liegend; viele Singvögel umgaben ihn; er pflog mit keinem Menschen Verkehr. Nach einigen Monaten zog er an die Stadtmauer in eine ganz alte Wohnung, die einen weiten Blick auf die dunstige Heide gewährte. Auf der Stadtmauer spazierte und saß der völlig veränderte unzugängliche Mann oder ritt die Chaussee langsam nach dem Meere zu. Bis er nach fast Jahresfrist frühmorgens durch die Straßen der Stadt ging, auf dem Marktplatz nach einem Baumeister fragte und diesen mit kurzen Worten beauftragte, ihm in der Heide auf der höchsten Anhöhe um die Klippe herum ein Wohnhaus zu bauen. Der Baumeister brauche sich nicht zu beeilen, sagte er, indem er die Arme verschränkte; es solle ein Schloß werden, heimlich und weitläufig, mit vielem festlichen Schmuck; denn er wolle in sechs Monaten seine Gemahlin heimführen.

So zogen die Wegebauer in die Heide, stampften von der Chaussee einen sicheren Nebenweg nach der Klippe. Die Maurer fuhren lärmend an; sie planten den Hügel ab, gruben die Pfeiler ein und umbauten den Felsen, der sich bis zum ersten Stock des Hauses erhob und frei in die Zimmer ragte, -- ein weites gedehntes Gebäude aus grauem Kalkstein, mit bunten Kirchenfenstern, zierlichen Türmen. Mitten in der Einöde erhob sich das Schloß, ein Gelächter der Bauleute, ein Kopfschütteln der Städter.

Knapp einen Monat, nachdem die Wände, Zimmer mit Kostbarkeiten erfüllt waren, führte der Baron eine fremde, junge Frau in sein Schloß. Sie erschien einmal im Theater der Stadt, die Portugiesin, ein braunes kindliches Wesen, das nicht vom Arme des Mannes wich; der lachte wieder wie früher und bezauberte alle. Sie tanzten an dem Abend im Bürgersaal. Der Baron spitzte seinen Mund und pfiff im Tanz; er strich den braunen Vollbart und zeigte spottend die Brandnarben auf seiner rechten Hand. Das zweite Mal, daß man von der Portugiesin hörte, war eine Woche später, als ein reitender Bote nachts vom Schloß herjagte, dem Arzt die Türe einschlug, ihn nach der Heide schleppte an die Leiche der jungen Frau. Sie lag mit blaurotem Gesicht im Nachtkleide auf dem dunklen Korridor vor ihrem Zimmer. Neben ihr brannte noch die Kerze, mit der sie wohl aus der Tür gestürzt war. Der Baron folgte dem Arzt mit starren Augen; keine Frage beantwortete er, keine Miene verzog er. Aus den Worten einer schluchzenden Zofe hörte der Arzt von dem alten Herzleiden der fremden Frau; er knöpfte seinen Pelz zu; sie war einer Lungenembolie erlegen.

Nach drei Wochen erschien der Baron wieder in der Stadt; man lud ihn zu den Gesellschaften ein. Oft und öfter ritt er in die Stadt, er fuhr zur Jagd, beteiligte sich an Kampfspielen und Rennen, saß abends beim Wein und erzählte von seinen Fahrten und Abenteuern. Lange Zeit sah man ihn lustig, schwärmend und träumerisch, mit den Soldaten und Seeleuten der Stadt, er fuhr eines Märztages mit zweien von ihnen wieder in See. Es kam nach einem halben Jahr etwa ein Brief von ihm an bei dem Verwalter seines Schlosses, daß die Wohngemächer grün auszuschlagen und grüne Läufer zu legen seien, und daß im Damenzimmer Orchideen gesetzt werden sollten.

Alfred Döblin: Die Ermordung einer Butterblume

Rund acht Monate nach seiner Abfahrt kehrte er zurück. Wieder führte er eine junge fremde Frau auf sein Schloß. Diese hat kein Städter gesehen. Eines Morgens lag sie in schwarzem Reitkleid, den Schleier vor dem stolzen weißen Gesicht, eine Gerte in der Hand, tot auf dem Hof des Schlosses.

Im Volk, bei den Schiffern und Vorstadtarbeitern munkelte man, wenn der finstere Baron in seinem schwarzen Ledermantel vorüberritt; die Kinder schrieen vor ihm auf, warfen kleine Steinchen nach ihm, schossen mit dem Katapult auf seinen Hengst.

Die Tochter eines Ratsherrn, ein schmächtiges hellblondes Mädchen, sah ihm vom Fenster aus nach. Ihr traten Tränen in die taubengrauen Augen, wenn die Männer ingrimmig von dem Geschick des schwarzen Ritters sprachen; sie weinte in ihrem Zimmer um ihn und war eines Tages auf seinem Schlosse und wurde seine Frau. Alle angstvollen Beschwörungen der Verwandten konnten dies nicht verhindern. Scharen von tobenden Menschen wälzten sich über den dunklen Weg nach dem Schloß, noch ehe ein Monat verstrichen war, als man die Leiche des süßen Geschöpfes eines Abends an dem Mauerdurchbruch fand. Die Polizei umringte das Schloß zum Schutz, der Baron wurde in Haft genommen. Das Gericht verfügte die Exhumierung der beiden ersten Frauen, die genaue chemische Analyse der drei Leichen auf Giftstoffe. Die Untersuchung blieb ergebnislos. Der Baron wurde auf freien Fuß gesetzt, das Volk streckte ohnmächtig die Hände nach ihm aus und wollte ihn zerreißen, als er seinen Revolver in der rechten Hand, langsam, höhnisch lachend, nach der Heide hinausritt.

Von nun an mied er die Stadt völlig. Er hauste allein in der Heide; nur sein Reichtum hielt die Dienerschaft im Schloß zurück.

Da landete eines Tages eine kleine Yacht vor der Stadt. Ein silbernes Horn blies über die Heide; Miß Ilsebill kutschierte ein Schimmelgespann durch die glatte Chaussee nach der Stadt. In dem Gasthof am Markt logierte sie sich ein. Sie fragte den Wirt nach dem Baron Paolo und seinem verrufenen Schloß; sie fragte zum zweiten, ob jetzt noch eine Frau bei ihm wäre; sie fragte zum dritten, wo sie ihn sehen könne. Bei den Rennen, die morgen in Stirming, dem Vororte, stattfänden.

Frühmorgens rüstete man das Gespann; der Groom stieg auf den Bock; auf dem Polster schaukelte Miß Ilsebill.

Die schnurgraden Alleen herunter sausten die Wagen, die Automobile; sie lenkten in weitem Bogen vor das Portal der Rennbahn. Der Himmel war stahlblau, es wehte eine sommerliche Luft. Die Menschen drängten auf die Rennbahn, sie füllten die Tribüne vor dem weiten, grünen Rasen; der Lärm der Stimmen und Gefährte brauste, ein Riesenvogel, über die leere Fläche.

Die Miß fuhr zuletzt, kurz vor dem Start, am Sattelplatz vor. Zwei sanfte Schimmel zogen den offenen, blauausgeschlagenen Wagen durch den knirschenden Sand. Sie stieg aus, im blauen wallenden Samtkleide, eine weiße Feder wehte in den bloßen Nacken; sie glitt durch die hölzerne Sperre auf ihren Platz. Sie hatte eine gelbweiße Haut, ebenmäßige Züge. Ihre tiefschwarzen Augen schlüpften zögernd über die Menschen und Gegenstände, wie ein schleimiger Schneckenleib, ließ eine Spur. Sie saß lachend da und kaute Schokolade.

Baron Paolo lehnte an der Stange; er sah mit Vergnügen die weißen Pferde antraben, hielt seinen weichen Filzhut zum Schutz über die spähenden Augen. Als die weiße Straußenfeder

Döblin, Alfred: Die Ermordung einer Butterblume. München und Leipzig: Georg Müller, 1913.

steil in dem Winde sich aufstellte, ging er die vier Stufen der Treppe hinunter, schob sich seitlich durch die Menge und trat vor Miß Ilsebill. Er hob die hohlen Hände wie ein Araber auf; beugte seinen Nacken vor ihr. Sie erschrak und lachte dann. Kalvello hieß der Favorit. Das braune schlankbeinige Tier jagte lässig hinter dem Rudel her; schon waren zwei Runden um, die Entscheidungsstrecke kam. Miß Ilsebill ließ das Silberpapier fallen, stützte das feste Kinn auf die Hand, jauchzte über die gebundene Ruhe des Pferdes. Sie waren dicht am Ziel; da legte sich der blauweiße Jockey dicht an das Ohr der Pferdes, flüsterte »Kalvello, ho, Kalvello«. Das Tier senkte den Kopf, flog in vier Sprüngen hin, siegte. Sie strahlte. Der Lärm der Menge rauschte über sie. Kaum das Hürdenspringen vorüber war, stand sie auf und lud den schweigenden Mann zu einer Spazierfahrt mit ihr ein. Während sie durch die Wälder im Süden der Stadt fuhren, sagte er, daß er der Baron Paolo di Selvi sei, daß er durch sein Geschick hierher verschlagen sei und drüben in der Heide wohne. Sie erzählte, sie wäre Miß Ilsebill; er hätte auf seinem Heideschloß drei Frauen verloren, und sie trauere über sein Geschick. Worauf er einen trüben Blick auf sie warf, den grauen Kopf senkte; der Groom aber riß die Schimmel herum; sie fuhren die Chaussee zurück, auf den geraden Weg zur Heide. An der Wendung zur Schloßallee verengerte sich der Weg. Paolo nahm dem Kutscher die Leine ab. Die Pferde sträubten sich. Er stieg aus und riß sie vor. Unter Peitschenhieben zogen sie an, sie schnaubten und wollten durchgehen, aber er hielt die Leine straff.

Prunkend stand in der Wüstenei das graue Schloß; über dem Dach des Damenflügels ragte die Spitze einer weißen Klippe. Paolo saß aufrecht im weichen Hut, eingefallen waren seine braunen Wangen und seine Schläfen, seine schräg gestellten grauen Augen blickten leer, nur sein Mund war rund und weich und sehnsüchtig wie immer. In der Dämmerung kamen sie vor sein Haus. Am Portal gab er ihr zum Abschied die Hand. Miß Ilsebill stieg aber aus und bat sich bei ihm zu Gaste auf ein paar Tage; sie wollte ihn pflegen und mit schöner Musik erheitern. Sie bezog die Zimmer des Damenflügels.

Sie ritten morgens und mittags aus; Ilsebill sang und spielte vor ihm in den Gemächern. Sie trug bunte und nixengrüne Gewänder; in ihren Augen war ein weißes Schimmern, wenn sie auf den Teppichen tanzte; ihr schwarzes Haar hatte sie in Zöpfen gebunden, die sie mit den blitzenden Zähnen festhielt. Paolo lag stumpf auf den Polstern, rauchte und hüllte sich in Dampf, später warf er sich auf den Teppich, sah ihr neugierig aus seinen hellen Augen zu, hörte sie summen zu der Guitarre, in die ihre Dienerin griff. Seine Stimme wurde heller, sein Gang rascher. Und als sie einmal auf dem Balkon standen, brach sie in ein ungefüges Weinen aus; sie wollte wissen, was es mit ihm sei, sie wollte ihm helfen. Er aber nahm ihre beiden gelbweißen, heißen Hände, legte sie auf seine Stirn, indem er die Worte eines fremden Gebets flüsterte; sie hing an seinem Hals, während er entsetzt bebte und lauter sprach und schrie, was sie nicht verstand. Schon war er wieder still und sanft, geleitete Miß Ilsebill in ihr Zimmer. Und am Abend schlich sie sich, indessen der Baron im Herrenflügel schlief, allein trotzig und finster an die Tür des verschlossenen Zimmers, in das die Klippe hineinragte. Sie rüttelte an dem Holz, sie stemmte sich seufzend mit der Schulter an; das Schloß hielt fest. Da nahm sie das goldene Kreuz vom Halse ab, flehte die Mutter Gottes um Hilfe an, fand am Fuße der Tür einen Riegel bloßliegen, schob ihn, den Finger einschlagend, in die Höhe, mit schwerer Mühe, so daß ihr Arm schmerzte.

Lautlos sprang die Tür auf; Miß Ilsebill, die zarte, in ein schwarzes Tuch geschlagen, hob die Kerze: es war ein schmales, freundliches Gemach, mit zärtlichem Frauentand die Tischchen und Wände bedeckt; der rohe zackige Felsen bildete die breite Hinterwand; er schattete sonderbar in dem unsichern Lichte; in seiner Nische, über dem Boden, stand das

Döblin, Alfred: Die Ermordung einer Butterblume. München und Leipzig: Georg Müller, 1913.

grünbezogene Nachtlager, zu dem zwei Stufen führten. Miß Ilsebill tänzelte freudig über den dicken Teppich, warf ihr Tuch ab, sog den schwachen Blumengeruch ein, zündete zwei Ampeln an und war in dem heimlichsten Zimmer. Die grüne japanische Seide hing von der Decke herab, Bilder und Tapeten lächelten ruhevoll und sanft, auch die sonderbare Klippe schimmerte wie ein spielerischer, phantastischer Einfall. Sie legte leise die Tür an, sprang auf das Lager, lag träumend stundenlang, schlüpfte frühmorgens wieder durch die Korridore auf ihr Zimmer, nachdem sie das Licht gelöscht, sorgfältig die schweren Riegel herabgeschoben hatte. »War nichts geschehen, ist mir nichts geschehen,« sagte sie glücklich vor sich hin; glitt nun Nacht für Nacht hinüber in das Felsenzimmer, dort zu schlafen. Des Tages aber fand Miß Ilsebill kein Ende des Plauderns, Singens und Lockens vor dem versunkenen Manne. Aus ihren tiefschwarzen schlüpfenden Augen schlug öfter ein greller Blick zu ihm, und als sie einmal unter den fünf raschelnden Schleiern vor ihm getanzt hatte und er lachend über ihre tollen Sprünge ihre Handgelenke hielt, warf sie ihre Schönheit vor ihm hin und bettelte an seinem Hals: »Ich bin Ihr Eigen, Paolo.« »Sind Sie das, Miß Ilsebill? Sind Sie das? Und sein Blick war nicht grell und heiß, sondern derart schwermutsvoll, fragend und ohne Trost, daß sie von ihm abwich, die Schleier um sich warf und aus dem Zimmer schlich. Er umgab sie aber mit so viel stiller Ehrfurcht, daß er die blaßwangige Ilsebill ganz in staunendes Glück versenkte.

Auf ihren Streifzügen durch die Wälder trug der schwarze Ritter sie oft auf den Armen und betete, manchmal in die starken Kniee sinkend, in fremder harter Sprache. Sie hob nie die Lippen zu seinem Munde, nur selten nahm er ihre gelbweißen Hände und preßte sie an seine Stirn. Welche Kleider trug Ilsebill mit den feinen Knöcheln? Wieviel Zöpfe hingen aus ihrem blauschwarzen Haar? Grüne Kleider, wie die Seide in dem Felsenzimmer trug Miß Ilsebill; grüne Blätter lagen auf ihrem Haare und waren eingeflochten in drei dichten Zöpfen. Miß Ilsebill und Paolo spielten und jagten zusammen, sie saßen oft am Meere, sie träumten zu zweit. Paolos Augen sprühten.

Eines Mittags sagte sie ihm, daß sie ihn um etwas bitten möchte. Und als Paolo freundlich fragte, biß sie sich auf die Unterlippe und meinte, daß sie ihm etwas sagen müsse. Ob es nicht zweckmäßig wäre, wenn sie einen Arzt kommen ließen aus der Stadt; sie glaube, sie sei etwas krank. Paolos Lippen wurden schneeweiß, er atmete schwer mit geschlossenen Augen: was ihr denn fehle. Sie höre immer, fast immer ein leises Scharren. Es sei ein Geräusch, ganz weit entfernt, ein gleichmäßiges Streifen, Rieseln und Scharren, gleich als liefe ein Tier über Sand und bliebe immer wieder schnaufend stehen. Es sei so fein, daß es ihr oft wie ein Pfeifen klinge. Er stand am Fenster und blies gegen die Scheibe, fuhr mit rauher Stimme heraus, es sei kein Arzt not bei solcher Krankheit; sie müsse sich zerstreuen; sie müsse jagen, reisen; am besten, sie ginge fort von hier. Da lachte Miß Ilsebill aus vollem Halse und sagte, ihre beiden Pferde seien nur schwer den Weg hierher gelaufen und jetzt, wo fände sie Pferde, die sie zurücktragen würden ohne ihn. Der untersetzte Mann hatte sich umgedreht, seine Stirn lag in Falten, sein mageres Gesicht glühte, er klagte heiser: sie solle gehen, sie solle gehen, sie solle gehen, er wolle sie doch nicht; er wolle kein Weib und keinen Menschen und nichts; er hasse sie alle, die höhnischen, sinnlosen Wesen; sie solle gehen, o sie solle gehen. Ein Messer wolle er ihr gleich geben, damit solle sie sich ihre Krankheit aus dem Herzen schälen. Wie Miß Ilsebill mit schaukelnden Hüften auf ihn zuging, kam er auf sie gewankt, taumelnd wie ein Kind, sah sie an derart schwermutsvoll und ohne Trost, daß sie sein Haar streichelte und in fesselloses Schluchzen ausbrach, als er an ihrer Brust zitterte. Sie stellte keine Frage an ihn; sie nahm heimlich einen Dolch von der Wand, versteckte ihn unter ihrem Kleid.

Döblin, Alfred: Die Ermordung einer Butterblume. München und Leipzig: Georg Müller, 1913.

Alfred Döblin: Die Ermordung einer Butterblume

Miß Ilsebill ging nun in ihrem dünnen Kleid oft allein aus, sie streifte bis an die Stadtmauer, brachte Paolo seltene Muscheln, blaue Steine mit, auch streng duftende Narzissen, die er liebte. Und auf einem Wege sprach sie in der Vorstadt einen alten Bauern an, der erzählte, der Baron habe sich mit Leib und Seele einem bösen Untier verkauft. Das läge aus Urzeiten auf dem alten Meeresgrunde, dort auf der Heide; in der Klippe hause es und brauche alle paar Jahre einen Menschen. Es klänge wie ein Märchen und sei doch wahr. Wäre nicht bei den Frauen jetzt die Unzucht und Gottlosigkeit so groß, so wäre der arme Ritter längst befreit von dem Tier. Sie hörte es mit Glück, denn sie wußte es schon lange.

Sie spielte auf ihrem Zimmer mit Eidechsen, die sie fing. Als Paolo sie einmal unter Lächeln klagen hörte, sie suche im Grunde nur nach dem Tier, das so laut scharre und murre und raschelte, meinte er, nach einem langen, schüttelnden Gelächter, er wolle einen Dichter einladen, den er kenne in der Stadt, der solle sie mit Märchen und seltsamen Geschichten unterhalten. Es sei ein seelenkundiger Mann.

Am nächsten Mittag spazierte über den breiten Hauptweg der Dichter auf das Schloß; sie saßen zu dritt bei Tisch. Dann lud Paolo ihn ein, den Arzt zu spielen bei Miß Ilsebill und ihre Schwermut zu beheben; denn es scheine ihm eine Art Schwermut zu sein, was in ihr scharre und raschele und sie zu verschlingen drohe. Der Dichter sprach mit ihr auf ihrem Balkonzimmer; es war ein schlanker, junger Mann mit langen Armen und mit freien Bewegungen. Er fuhr über sie mit herrscherischen Blicken, sie lachten zusammen, über ihre Bilder gebückt. Er bat sie, sie möchte tanzen, als schon die Lust dazu in der Wilden erwacht war; sie tanzten zusammen unter Ilsebills letztem Schleier, und die Entfesselte sprang mit ihm auf den Balkon und lachte mit einmal über das Schloß und den Sumpf und die scharrenden Tiere. Sie krümmte sich über das Eisengitter, schrie ihr Gelächter über die dämmerige Heide hin. Wahnsinnig, ja wahnsinnig wäre sie, eine Leiche bei lebendigem Leibe. Mögen alle vorsintflutlichen Drachen ausbrechen und Paolos Glück morden: sie kenne nur ein Tier, das ausbrechen wolle, und das sei sie selber. Sie streckte ihre runden Arme über sich, rief das Meer an, sie wolle wieder fort, sie wolle reisen und wandern und wolle immer lieben und immer küssen. Und eh die Dunkelheit einbrach, ging der Dichter fort; trällernd riß sie ein grünes Blatt aus ihrem Haar und steckte es zwischen seine Lippen.

Kaum war es finster im Schloß geworden, da warf sich Miß Ilsebill ihr schwarzes Tuch um, nahm noch mit glühenden Wangen eine Kerze in die Hand und belud ihren linken Arm mit zwei Scheiten Holz: sie wollte zum Schluß die Felsenkammer in Brand stecken und dann in Nacht und Nebel verschwinden. Auf dem Meer wartete schon die Yacht, die der Dichter zur Flucht besorgt hatte. Den dunklen Gang keuchte sie hin; aus dem Dunklen, ihr entgegen, kamen Schritte. Die Scheite ließ sie über die Kniee leise zu Boden gleiten, es war Paolo, der sie nicht fragte, ihre Kerze sachte an den Boden stellte und sie zärtlich, ohne zu sprechen, streichelte über Haar und Hände. Die schwarzen Augen Miß Ilsebills schlüpften nicht fort von seinen, die voll Teilnahme blickten und einen erschreckenden Trost spendeten, schlüpften nicht ab von der ruhigen Aufgeschlossenheit seines heiteren Gesichts. Seine schräggestellten Augen strahlten über sie gar eine Dankbarkeit, sein Mund näherte sich zum ersten Male ihren Lippen und küßte sie. Er sagte, er ginge noch heute in die Stadt. Sie kauerte auf dem Gang, die Kerze war erloschen, eine unbezwingliche Angst schüttelte ihre Schultern. Sie hielt das Kreuz in beiden Händen hoch, sie richtete sich auf, die Scheite ließ sie liegen, sie mußte über den Gang, sie mußte nach der Tür, sie mußte in die Kammer. Hart war ihr Gesicht, dann verzerrte es sich hilflos. Hinter dem Kreuz schleppte sich Miß Ilsebill, weinend und sich kasteiend. Den Riegel schob sie hoch. In der Kammer ging sie händeringend auf und ab, schlug sich die Brust, schlummerte auf dem weichen Teppich ein.

Döblin, Alfred: Die Ermordung einer Butterblume. München und Leipzig: Georg Müller, 1913.

Alfred Döblin: Die Ermordung einer Butterblume

Im Traume hörte sie ein Scharren und Krachen, ein lautes Rufen von Männerstimmen: »Ilsebill, rette dich; rette dich, Ilsebill, Ilsebill!« Richtete sich auf. Kam aus dem Felsen eine blasende Flamme, ein brennender Mund her. Der Felsen sprang mitten auseinander, aus der Höhle strömte das Wasser, wälzte sich ein grauenhaftes Meeresungeheuer, eine Meduse mit zahllosen ringelnden Fängen; aus dem Leib schlug die zitternde, blaurote Flamme wie der Atem. Miß Ilsebill stürzte nach der Tür; die fand sie nicht; da schrie sie gell und wahnsinnig: »Paolo, Paolo.« Das Untier zischte nach ihr; eine lähmende Süße durchfloß sie; sie schlug in Todesangst gegen die Wand. Ein blanker Spieß hing da, sie riß ihn herunter, schleuderte ihn blind in die Flamme hinein. Halbumfallend fand sie die Tür, lief, schreiend, mit den versengten Händen um sich schlagend, über die stummen Gänge; blieb vor ihrer Zimmertür liegen.Bis an den grauen Morgen lag die stolze Miß Ilsebill. Als sie sich aufrichtete, löste sie mit starrer Ruhe ihre Schuhe und Strümpfe ab, band ihre Zöpfe auf, ging barhäuptig, in bloßem, dünnem Röckchen aus dem Hause, durch den Torweg nach der Stadt zu über die Heide, bis da, wo die Birken stehen. Sie wandte sich nicht einmal um. Hinter ihr tobte es; vom Meere her kam ein Donnern und Bersten. Eine Springflut, eine meilenweite graue Wand durchbrach die Dämme und Deiche, setzte rollend und schäumend über die verwunschene Ebene, bedeckte wieder, was ihr schon einmal gehört hatte, dazu ein graues Schloß und viele schlafende, armselige Menschen. Das furchtbare Wasser warf seine Wellen bis dicht an den Berg heran vor der Stadt, auf dem die Birken stehen. Ilsebill wanderte auf den Berg. Und wie sie zwischen den Bäumen ging, trat der Nebel in den Wald. Aus einem Baume, an dem sie betete und ihr Kreuz aufhing, trat ein feiner, feiner Rauch, der süßer als Flieder duftete. Er legte sich um die wandernde Ilsebill, so daß sie eingehüllt war in die Falten eines weiten, duftenden Mantels. Sie sah keinen Schritt vor sich und keinen Schritt hinter sich; und als sie merkte, daß der Mantel der Mutter Gottes sie einhüllte, fing sie an zu weinen wie ein zages Mädchen. Rascher und rascher lief sie, aber sie stürzte bei jedem Schritt: »Ich möchte doch leben. Ach, liebe Mutter Gottes, laß mich doch die Blumen noch sehen, laß mich doch die Vöglein sehen. Ach, liebe Mutter Gottes, sei gut zu mir. Ich sehe, -- du bist gut zu mir, wie ich zu dir bin.« Ihre Lippen blaßten. Sie wurde dünner und dünner. Seufzend löste sie sich auf und verschwand in dem feinen Nebel, der über die Birken zog.

Schon hob sich die Sonne über dem Wasser, da trabte langsam ein schwarzer Hengst mit einem Reiter durch den Mauerdurchbruch von der Stadt her. Der Reiter ritt über den Berg, und wie er auf der Höhe stand, schäumte meilenweit vor ihm das graue, tobende Wasser und kein Weg und kein Schloß. Er stieg ab, band das Pferd an einen Stamm, ging zwischen den Birken. Ein winziges goldenes Kreuz hing an einem Baum; um den ging ein süßer Geruch herum. Er zog den weichen Hut, kniete nieder und legte die Stirn an die Rinde: »Große Angst hast du uns beschert, holde Mutter Gottes; große Liebe hast du uns beschert, du holde Mutter Gottes.«

Die Städter sahen noch einmal den schwarzen Reiter an diesem Tage des Dammbruches durch die Stadt jagen. Dann hörte man nach vielen Jahren wieder von ihm, als die Kämpfe in Mittelamerika tobten. Als Führer einer Freischar gegen die heidnischen Indianer fiel er damals mit seiner ganzen Mannschaft bei einem heimtückischen Angriff.

Döblin, Alfred: Die Ermordung einer Butterblume. München und Leipzig: Georg Müller, 1913.

DER GARTEN VON ARLES

Das ist reines Gelb. Das löst wie Zuckerei. Da kann Gott nicht weit sein. Was heutzutage Gott ist: Tabletten oder die Originalstaude mit Pottasche oder Coquero.

In seiner Wohnung in Berlin saß ein Privatdozent der Philosophie und schrieb: man kann die ganze Menschheit einteilen in deskriptiv oder metaphysisch Gerichtete, Homer oder Simmel, uralte Wirbel – jetzt auf welcher Flut?

Drei Vasen voll Herz des Gartens schleiernd den Herbst vor seine Stirn: man kann die ganze Menschheit einteilen in jene mit dem Zug zur Singularität und jene mit dem Zug zur Universalität, ist, was ich sehe, jetzt die Synopse?

Es war Nachmittag, er sah auf. Auf der Straße gingen die Menschen, darunter ein Rechtsanwalt, den er kannte, der war klein, flink, grau und gut angezogen und stäubte sich den Rock ab.
Es stäuben sich in diesem Augenblick viele Herren den Rock ab, erhob sich der am Schreibtisch, es ist kein nur dem Rechtsanwalt zugehöriges Geschehen. Schon wieder betreibt er Simultanes, man braucht nur aufzusehen, sofort ist der eine Stützpunkt da dieser ungeheuren Spannung von der Stabilisation zu dem fraglos Weiten, grauenvoll immer diese tödliche Antinomie des Drangs zum Ansatz und des Rücklaufs zum Absoluten.
Zurückgelehnt im Sessel dachte er an Ephesos. Plötzlich war dies Tal des Kaystros da, durch das die Königstraße der Perser ging – nun war das Meer gewichen aus der Bucht, das einst das Artemision bespülte, nun war zwischen Trümmern die Zypresse und in den Lagunen in Binsengeflechten eine Herde von Fischern, die nach Muscheln ging.

Hier war es gewesen, daß das Ich begann, in dessen letzten Flammen jetzt die Blumen um ihn trieben. Hier war der Rauch entstiegen, zwischen diesen Quadern, vielleicht, wo jetzt die Pferdeköpfe langsam sich verwuschen, die aus dem matten Marmor, die aus der kleinen Rasse, die auf dem Parthenon unsterblich standen.
Oder war es in Tyrrha gewesen, das in Oliven ganz versank? Vielleicht hier, entwichen aus der Stadt, wo jeder gleich war und ein Mitmensch herrschte, ein Demokrat, ein völkischer Tribun, vielleicht hier zwischen Rosen und schweigendem Wein schrieb er, daß es dieselben Flüsse nicht mehr sind, auch wenn wir in dieselben Flüsse steigen: εἶμεν τε καὶ οὐκ εἶμεν.
Merkwürdiges chaotisches Jahrhundert, dem ähnlich es nur noch zwei gegeben hatte bis in diese Zeit. Ein Schwung von Schlachten über Asien und dem Ägäischen Meer, ein Schauern in den Hirnen und Gebärden zwischen Ionien und der mütterlichen Stadt, ein Flammen aus Zahlen und aus Kurven an Vasen und Triangeln zu Erstgeburten jenes anderen Reichs.

Aber nun entwickeln, was in ihm selber nur Schatten war, nun darstellen in der einzigen Stunde, die ihm morgen blieb, die Geschichte dieses abendländischen Ich in einer Weise, daß seine Hörer es sahen, wie unausweichlich, wie bedingungslos, wie von völliger Gültigkeit sich heute diese Wendung vollzog, die er zur Stunde nicht anders bezeichnen konnte, als zur hyperämischen[1] Metaphysik:
Meine Herren, würde er sagen, wenn Sie morgen früh erwachen, ist, der vor Ihnen spricht, auf dem Wege nach Batavia. Er verläßt Europa, er umsegelt Ihren Kontinent, er

streift entlang noch einmal die Maschen des weit auseinandergeschlagenen Schleiers seiner Sensationen und Produkte, ihn rührt nicht einmal der Saum seiner fächerhaft weit entfalteten Zivilisation, deren Spangen zeitlich rückwärts sich schneiden auf einer Insel südlich des Ionischen Meers.

Durchfährt er die Levantische See, streift er die Syrten, sieht er ein flaches, ausdrucksloses Land. Da ist Sandbank voll Melone, da ist Palme, die die Menschenhand bestäubt, da bäckt vor Hütte aus Flußschlamm nebst zerhacktem Schilf Fellachenfrau das Durrabrot, doch das ist kein Flußschlamm, das ist Nilschlamm, das ist Eierstockschlamm von Ur-Europa, da fuhren sie an, die ersten Okzidentalen mit Bäumen des Libanon für die Pharaonenhäfen und brachten die Zeichen des Opferkruges, der Bienen und des Palastes aus dem Niltal mit nach Hause.

Er hielt inne, vor diesem Minoischen Reich: um riesige Binnenhöfe Kriegspaläste labyrinthisch getürmt, im Fächern warmer Winde Fresken, Feste und Fayencen, aus Spielen, Aufzügen, Wettkämpfen ein jagender Traum – verweht, zertreten von den thrazischen Kohorten – auf geschnittenen Steinen und Sarkophagen noch eine letzte feierliche Liturgie – ja, er entsann sich einer bemalten Vase oder einer Art Ölbehälter aus jener Zeit, weißgelb auf einem rötlichen Grund eine Gauklerin, die auf den Armen ging, ihre Brüste trug sie in den Händen, mit den Füßen schoß sie vom Bogen einen Pfeil – und nun erschien es ihm merkwürdig, daß dieses sich gerettet hatte, durch so viele Jahrtausende, gewissermaßen das Sinnlose, die Pflanzenranke und die Gauklerin.

Drang zum Sinn oder Drang zum Ding, wiederholte er, uralte Wirbel, jetzt auf welcher Flut? Auf dieser, sah er auf und erblickte seine Zuhörer vor sich, die morgen vor

ihm sitzen würden, in alten Uniformstücken die meisten, dürftig, hungrig, unelegant, Söhne von Bauern, Söhne von kleinen Beamten, Söhne dieses mühseligen Volks, das der große abendländische Rausch des neunzehnten Jahrhunderts verführt hatte zu jenem Traum von Macht, zu jenem Traum eines Glückes, das Mill, der Engländer, verkündet hatte. „Dasein soweit als möglich frei von Leid und so reich als möglich an Genüssen, nach Quantität und Qualität zugleich –“ verführte und nun geschlagene Söhne, Treber essend, in totem Land.

Aber er wollte sie erwecken, er wollte sie verachten lehren dies Jahrhundert der abgestandenen Kategorien, er wollte die Woge sein, die sie trug an die fernen tragischen Gestade mit den schweigenden Altären und der Tempel fallendem Fries.

„Fühlen Sie nicht, meine Herren, wie die Stunde glüht, spüren Sie sich nicht wie in der Flamme eines Mittags, durch den die Pollen treiben und das Südmeer zieht, spüren Sie nicht in Ihrem Hirn, in Ihrem Blut oder in dem Schwanken Ihrer Vertikalen es wie den Anrausch eines großen Traums?

Könnte ich ihn über Sie legen, könnte ich Sie bannen in die Vision des einzigen, durch die ganze Geschichte der Menschheit immer wieder nur einzig kosmisch-repräsentativen Ich, könnte ich Sie bannen in die Vision seiner großen schmerzlichen und tiefen Glücke wie in eine Rosenstunde, wie in eine Blüte des Narziß, es naht sich wieder aus den Reichen, wo das Schicksal gilt.“

War es die Fülle des Stoffes, die ihn erregte, oder der Sommerausgang, das Tief-Herbstliche der Blumen, das ihn trieb, ganz von ihm gewichen war jener mörderische Drang, sein Denken zur Fixierung[2] zu resultieren, die Materie zu annullieren zugunsten der einheitleitenden Idee, mitten um

ihn war der Strom der Stunde, das Unabsehbare der Zeit, von der jeder wußte, daß sie zu Ende war, und keiner, wohin sie sich wandte, mitten um ihn das Chaos seiner eigenen Disziplin, die Erfolglosigkeit ihrer Geschichte, die Sinnlosigkeit dieses Schlachtfelds um den Sinn.[3]

Heraklit, schrieb er, erster einsamer Schöpfer, es ziehen Wolken aus deiner Wüste, aus deinem trümmervollen Land. Dunkler, wie war dein Tal begrünt und voll Lärm der Quelle: das Absolute ist der Traum.

Es schabt, es fegt, es rüsselt wie ein Maulwurf durch die Erde, Haufen werfend aus irgendeinem verletzten Trieb; es schnaubt, es spreizt, es schminkt sich die Lefzen im Reiz eines Gegners, im Sturz auf ein zu packendes Geblüt.

Neunzehntes Jahrhundert, schrieb er, Beutezug durch die Singularitäten, Konkretismus triumphal, gebrochen nun wie keines unter das Gesetz der Stilisierung und der synthetischen Funktion – Gesetz, Gültigkeit, Wahrheit, Geschrei aus tausend Pilatusschnauzen, doch es schweift, es schweifert, es wichst, es weibert, es ist flach und steil und beides zugleich, das Ich ist außerhalb des Logos und die Krankheit über der Welt.

Unverlöschbar durch System, nicht abregbar durch Material beherrschendes Gesetz, ja ja die Oberlippe, nein nein die Unterlippe: Wort ungesund, travaux forcés[4] auf dem Arm, aus dem Bagno von Toul, lebenslänglich, mit der grünen Mütze, unentrinnbar, bis zur Katakombe –

Durchbruch aus der Zone des Gedankens in die des Seins, letzte Dränge des Zeitlich-Gültigen in das Unendlich-Zeitlose, fiebernde Jaktationen des Individuums in das Unbedingte – jawohl, zwei Sonnen waren auf dem Bild, gewirbelt zwischen die Zypressen, und ein Kornfeld, auf das der Himmel schrie –: eine flache Stirn, eine fliehende Stirn, eine Verbrecherstirn: der Idiot von Arles[5].

Wenn er bloß durch Marseille ging und Marseille ist eine sonderbare Stadt. Da will jeder eine[6] Bastide haben, ein kleines Landhaus, weiß, besonders gegen das Wüstenfahl der Crau. Französische Sahara genannt, demgegenüber er sich immer dunkel trug, dunkler Kittel, das war Mittelpunkt, das war abheberisch, das war Konzentrationsmittelpunkt, Rotation um den vom Drentischen Bach.

Wenn er bloß durch Marseille ging, Kalades die kleinen Stufenstraßen; lauter, ja zahllose flache weiße Häuser, ohne Stadtmauer, ohne Maximaldosis, in unbegrenzter Zahl – eine ganz ausschweifende Stadt.

Und Sonnenblumen, natürlich immer Sonnenblumen, das kann jeden reizen, erstens steht es immer an der Bahn und dann schlürft es, schlurft es, ölt es, bebaumölt es direkt mit Hellgelb.

Er wußte es, stand er auf, er wußte es, der in der Provence malte unter jenem Himmel, einem Himmel über Oliven und Wein. Er malte, er war besessen von der Unerinnerlichkeit; er war purpurn von der Blindheit, er schlug es hin und er vergaß und schuf so das Erträgliche.

Und auch der in Algier wußte davon. Aus dem vollkommenen Vergessen des Gestern schaffe ich die Neuheit jener Stunde – „ach, Michel, das Glück gleicht dem Wasser der Quelle Ameles, das sich, wie Plato erzählt, in keinem Gefäß bewahren ließ" – zwischen Granat und Oleander, im Glanz der Wüste, auf einem Kabylenfels schrieb er es an Daniel und Dionysos – doch aus dem Norden mußte er kommen, der dies zerbrach.

Kant, dachte er, Kreuzspinne, Unzüchtiger des Geltungswerts, Sklavenmarkt, martiniquisch, schematisierbarer Verdinglichungen, Drahtsträhniger, Vernetzer aller Fisch- und Fluchtwerte in die Schädelreusen –[7]

Kant, dachte er, Manufakturist in Goldenen Schnitten, gro-

ßer Einkurver der Materie, Beziehungsbalanceur, Drängler – auf Systemwegen – zu Kosmos triumphal –[8]
Kant, dachte er, behagliche Affäre, Gelehrtenstübchen, Schattenriß des achtzehnten Jahrhunderts, gestirnter Himmel über dem Jabot – versackender Kontinent. Brühe aus Rattenschwänzen, die das Wrack verpeilen, koppheister – flüchtig – transatlantisch.
Die Wüste wächst, dachte er, weh dem, der Wüsten birgt.[9]
Ägyptisch abgesprungen, Nil-Ich, mehrtausendjährige Klabusterbeere, satt der Einerseits- und Andrerseitsbalance, mit Europens Imperien vereint emporgeschwindelt, gemeinsam in die Brüche – verdufte dein Gesetzaroma, verblute deine Gültigkeitszypresse.
Hoch der Palmwein, an dem die Palme stirbt! Hoch das Beduinen-Ich in der Gegend etwa des Wendekreises, betrachten wir diese einfachen Mahlzeiten aus Sorghummehl, aus Mais im Delta, ich meine das *Frontal*-Ich, das gegenübersteht und sich nichts dabei[10] denkt.
Betrachten wir das Fellachen-Ich: Saubohnen spielen da eine Hauptrolle, ich meine das Lattich-, Rettich-, Huflattich-Ich, bei Ortsvorsteher kommt Fleischkost-Ich dazu.
Meine Herren, ich muß[11] sagen, Sie sind einem ganz subtilen Schwindel zum Opfer gefallen, einem Gesetzschwindel, einem Konklusionsschwindel, einem Abrundungsschwindel – hoch paraboloid!
Er stand am Fenster und sah die Straße entlang, die stand so sauber da, mit Häuserfront, mit Gaslaternen, mit Abzugsrohr, mit Lüftungsklappe, geschniegelt, gefettet, geklebt, gescheitelt auf dem Kahlkopf des Substantivlers –[12] dahinter fühlte er dumpf das Land, die weite Brotfrucht, das Behauerische –, dies Weltbild bestimmt durch Gruppenbildung und Veränderungsfolge, diesen viertausendjährigen Schwindel des angeblich kontinuierlichen Ich – Eisenklammer rief er aus, Eisenklammer, nördlich angesiedelt, Kantkrone, wer schlägt den Reif aus deiner Stirn – zwei Sonnen waren auf dem Bild gewirbelt zwischen die Zypressen und ein Kornfeld, auf das der Himmel schrie –, es ist ein Garten in der Ferne, Sprunggarten und Lemuren-Ich.

Olive sanfte, Agave ranfte, die Grüne und das Felsenfahl; aus Trümmer-Glücken, aus Herzens-Stücken, dein Trunk, dein Mahl. Olive glühe, Agave sprühe doch hin das Licht des anderen Raums, schon rundet sich's am Giebel meiner Augen und ist mit Tauben an der Lider Klang, am frühen Tag schon und mit Schilf in Blüte – baumlose Insel meines Traums.
Antinomien, bräunlich hingesprenkelt, einst vorgestreckt ins Nördlich-Diskursive, hier weiden sie sich matt in fallend Blut. An Laub entlang, an dem versiechten, aus Schwaden, Gräbern allem Glück, aus Himmeln, tödlich hingestürmten, gehn Lachen Herbst, gehn Weiher des Vergangs.
Aus Antithesen-Spalt, aus Hirn-Riß, aus Monistisch- aufgesprungenem: Lemuren-Ich, gesalbt vom Rauch der Herden, Brotbaumtitanen, Affentranszendenzen, ein violetter Zion.

Der Himmel ist die Flut, das Land die Flamme, wo seine Golfe brennend niedergehn; es ist Gemisch, es ist auf einem Kamme, rechts Yggdrasil und links die Pinien stehn – es ist Ort, wo das Auge schuf.
Frei-Auge. Algier-Auge. Süße Unerinnerlichkeitsbraue. Vogel-Schau. Polyphemblick zwischen all den Hirtenschläfen, taub dem Taumel, zischend in das Ich – über Tyrrha, durch die Eleaten, durch Hegels Identität und Troeltschs Dynamik angetreten zur Querschnittskurve, Dynamo schräg gestellt zum Wind der Dinge – zum Diagonalmotiv in den Garten von Arles:
Da kann sich matt schöpfen an den Wiesen, an der Barre

von Iris, die die Stadt bespangt. Schon soll Gemäh werden, gegen Löwenzahn, gegen Taraxacum, als Tee, als Kaffeesurrogate, nun muß ich eilen, Sommer wird zu Laub, bald kann Vergehen kommen, was Verschleierung bringt.
Irrsinnig diese Doldensteppe, ganz irrsinnig diese Hälse oder auch Keulen, dieser Wasserkopf von Gelb, diese Sultanszeltbahn einheitlicher Farbengebung, dieses Elefantendickhäutrige – kurz das ist *reines Gelb.*
Das löst wie Zuckerei. Da kann Gott nicht weit sein. Was heutzutage Gott ist: Tablette oder die Originalstaude mit Pottasche für den Coquero (Koks)[13].
Mein Betelgott, mein bittres Brennchen am Gaumen, mein kleiner Durststiller, welch ein Garten! Gegärte vielmehr, ein ganz nüffiges Geständer, Geträcht der Erde, Wirrwarr mit Rohrtendenz, Farbe Zick-Zack.
Nun Weide da, die soll es speilen; nein, Zypresse, von Tränen wund. Nein Baum, Baumiges, das Allgemeinste, das Allumfassendste, das Giergierigste: von Lappenföhre bis zur Araukarie, das Zersprengerischste, der Inbegriff.
Und immer ohne Haus[14]. Was soll Haus da? Störte Haus. Trautes Haus, Tisch- und Betthaus, Heim-Haus, rauschloses Begriffs-Haus – doch die weiße, weiße Wand: Samum des Lichts, zerspellt in Sprühweiß, in Orinokobreitweiß, Entgegenwurf von Materiellem zwecks Raketisierung von Funkweiß, *geplatztes* chromatisches System mit Weißgeiser – O Briefträger zwischen Hebephrenie- Valeurs! Achtbare[15] Tasche am Bauchgurt, Inhalt: sachlicher Postwert und in den Vollbart gerollt: Gummizelle; noch Blick, starr aus Tiergesicht, an den Rand des Seins, von Ephesos bis Einstein diese schwere Antinomie, der Jochbogen ganz Spinoza: determinatio est negatio – Doch Motiv der Sonnenblume, das ist Übergang, da ist sanftes Lied, ionische Tragödie, am Ranft des Abgrunds Falterschlag: Olive sanfte, Agave ranfte, die

Grüne und das Felsenfahl, aus Trümmer-Glücken, aus Herzens-Stücken, dein Trunk, dein Mahl. Olive glühe, Agave sprühe doch hin das Licht des anderen Raums, Arlesergarten, Lemurenfahrten, baumlose Insel meines Traums.

Die Stadt zerfiel in Blöcke des Untergangs, ein Donner schlug auf den Markt, das nackte Blut. Da stand der Wilderer, der im Anschlag, der in der Nacht[12], der Verströmte der Verderbnis.
Die Völker paarten sich, die Loden krachten; die Rudel gingen hock mit Fellbiß, das Fleisch trieb blind und gäulig, wie rosenpurpurn um den Schlaf. Mich schauert der Vergängnis, mich bohrt dies Himmelhoch des Abfalls, des Verrats der Schurzbedeckten – wo ist die Egge Gottes für die Saat der Treu?
Überall, wohin ich sehe, ist Peru: mit den Dschungeln, die dampfen, und mit dem größten Gummiwald der Welt; da sind Wüsten, in die es alle neun Jahre einmal regnet, da ist Völkerschaft, Inka oder aus Tahiti, verschollen, fortgewischt, vertrocknet oder ersoffen, in Tiahuanaco am Titicacasee; da ist der Tempel überlebensgroß, trümmernd, fladenhaft aus einem Menschheitsteil verkrümelter Gehänge, mit Sinnbildern unenträtselbar an einem Tempeltor –: da ist kein Laut, keine Sage, kein Klang, kein Zeichen – da ist der Tempel einzig und verworren.
Das ist Arles. Überall ist Möwe des Meers, der Flucht. Überall wogt es wie um Stätten, die erlöschen.
Da ist eine Insel dem Mond geweiht, doch Laub der Trauer an den Strömen – Ende, Ende – – in Rosenkränzen, als Adonai mit Thyrsosstab, in Fichtengrün, in Hügel und Halden: – nevermore, nevermore.
Wo ist der Schädel von Hadrian, sein Fang war Städte, Könige und Länder, wo ist der süße Hadriansschädel, über

den die Lust floß aus Eutern, wo ist der feiste, weiche Badeschädel – fort wie Ramsch, mit einem Schluck Fenchel unter der Zunge.
Oder wo ist die Schlange – nach dem Meer hin, auf das die Fenster gingen, soll eine Spur von ihrem Gang gewesen sein –, wo ist sonst die Schlange, die die Ägypterin zerstach, die Enkelin so vieler Könige, die Venus von Asien, die zu Bacchus kam?
Das ist Arles; Arles aus der Dorer Jauchzen, Quader der Erde, Aue des Zeus – Wandel der Worte, Streuung der Werte – Schatten und Asche – ποταμοί – ποταμοί.

DAS LETZTE ICH

Blutäugige Nacht der wesenlosen Flucht.

Jetzt wird die Insel blühn, dachte er, nun liegt ein Glück im Meer, ein Rauch über einem Riff von Flammen. Sie steigt gesäugt von der erstandenen Flut in Rosenfalken, sie stößt ins Blau, sie hat Blüten wie Frucht und Blüten wie Stein, geädert oder marmorweiße.
Ich sehe es, sie liegt am Ende der Welt. Da ist Demetrios, der Spieler über der Erde, der Entfesselte von höchstem Rang; stürmisch und üppig, zwischen Reichen hin und her und Schlachten, nun ekelt ihn das Lager und die Gesichte der Asiaten, nun will er den Kopf der Pallas sehn. Wo er vom Wagen steigt, einen Altar dem niederblitzenden Dionysos und alle eleusinischen Weihen an einem Tag; eine Lampe der Kypris für Lamias Nacht, eine Chlamys, bestickt mit allen Welten und Sternenwelten – eh' der Saum gesäumt, ein verworfener Gott, kehrt, fett, versoffen zwischen Roßzüchtern und Elefantenwärtern.
Da ist die Tulpe, gestürzt aus den heftigen Sommern Turkestans, die Lieblingsblume des Propheten, es ist ein heißes, ewiges Licht auf der Heide, wo sie waltet, uralte ahnenhafte Tulpe.
So sank jeden Abend, wenn die Weite sich schloß und die Welt sich selber überhängte, wenn aus der sinnlosen Folge kausal subordinierter Konnexe der Spiegel trat, der sammelte und brach: vielleicht der Wasserspiegel, der die hohe Bläue tief trug zwischen Schilfrohr und Libellen, vielleicht die Lache, darin trauerte der Baum, so sank an seinen Holztisch Er, der über den Schnee kam, hell, wie aus den Häuptern der Narzissen.

Nun bin ich der Einzug eines Bacchusfestes an einem warmen Mittag durch bedrängte Tore.
Nun stehe ich wie ein Knabe auf einem Hügel: nackt und an eine Säule gelehnt und treibe durch das gelassene Land.
Keine Armut mehr. Nein, keine Armut mehr. Kein Erliegen. Keine Jagd.
Ich stehe in einem Wirbel von Glück. In alle Furchen rinnt es. Aus Wolkenbrüchen der Erfüllung.
Ich wandere ihm zu wie einem Flötenlied.
Ich steige zu ihm nieder wie ans Meer.
Helles, gestilltes Herz. –

GEHIRNE

Wer glaubt, daß man mit Worten lügen könne,
könnte meinen, daß es hier geschähe.

Rönne, ein junger Arzt, der früher viel seziert hatte, fuhr[1] durch Süddeutschland dem Norden zu. Er hatte die letzten Monate tatenlos verbracht; er war zwei Jahre lang an einem pathologischen Institut angestellt gewesen, das bedeutet, es waren ungefähr zweitausend Leichen ohne Besinnen durch seine Hände gegangen, und das hatte ihn in einer merkwürdigen und ungeklärten Weise erschöpft.
Jetzt saß er auf einem Eckplatz und sah in die Fahrt: es geht also durch Weinland, besprach er sich, ziemlich flaches, vorbei an Scharlachfeldern, die rauchen von Mohn. Es ist nicht allzu heiß; ein Blau flutet durch den Himmel, feucht und aufgeweht von Ufern; an Rosen ist jedes Haus gelehnt, und manches ganz versunken. Ich will mir ein Buch kaufen und einen Stift; ich will mir jetzt möglichst vieles aufschreiben, damit nicht alles so herunterfließt. So viele Jahre lebte ich, und alles ist versunken. Als ich anfing, blieb es bei mir? Ich weiß es nicht mehr.
Dann lagen in vielen Tunneln die Augen auf dem Sprung, das Licht wieder aufzufangen; Männer arbeiteten im Heu; Brücken aus Holz, Brücken aus Stein; eine Stadt und ein Wagen über Berge vor ein Haus.
Veranden, Hallen und Remisen, auf der Höhe eines Gebirges, in einen Wald gebaut – hier wollte Rönne den Chefarzt ein paar Wochen vertreten. Das Leben ist so allmächtig, dachte er; diese Hand wird es nicht unterwühlen können, und sah seine Rechte an.
Im Gelände war niemand außer Angestellten und Kranken; die Anstalt lag hoch; Rönne war feierlich zumute;

umleuchtet von seiner Einsamkeit besprach er mit den Schwestern die dienstlichen Angelegenheiten fern und kühl.

Er überließ ihnen alles zu tun: das Herumdrehen der Hebel, das Befestigen der Lampen, den Antrieb der Motore, mit einem Spiegel dies und jenes zu beleuchten – es tat ihm wohl, die Wissenschaft in eine Reihe von Handgriffen aufgelöst zu sehen, die gröberen eines Schmiedes, die feineren eines Uhrmachers wert. Dann nahm er selber seine Hände, führte sie über die Röntgenröhre, verschob das Quecksilber der Quarzlampe, erweiterte oder verengte einen Spalt, durch den Licht auf einen Rücken fiel, schob einen Trichter in ein Ohr, nahm Watte und ließ sie im Gehörgang liegen und vertiefte sich in die Folgen dieser Verrichtung bei dem Inhaber des Ohrs: wie sich Vorstellungen bildeten von Helfer, Heilung, guter Arzt, von allgemeinem Zutrauen und Weltfreude, und wie sich die Entfernung von Flüssigkeiten in das Seelische verwob. Dann kam ein Unfall und er nahm ein Holzbrettchen, mit Watte gepolstert, schob es unter den verletzten Finger, wickelte eine Stärkebinde herum und überdachte, wie dieser Finger durch den Sprung über einen Graben oder eine übersehene Wurzel, durch einen Übermut oder einen Leichtsinn, kurz, in wie tiefem Zusammenhange mit dem Lauf und dem Schicksal dieses Lebens er gebrochen schien, während er ihn jetzt versorgen mußte wie einen Fernen und Entlaufenen, und er horchte in die Tiefe, wie in dem Augenblick, wo der Schmerz einsetzte, eine fernere Stimme sich vernehmen ließe.

Es war in der Anstalt üblich, die Aussichtslosen unter Verschleierung dieses Tatbestandes in ihre Familien zu entlassen wegen der Schreibereien und des Schmutzes, den der Tod mit sich bringt. Auf einen solchen trat Rönne zu, besah ihn sich: die künstliche Öffnung auf der Vorderseite,

den durchgelegenen Rücken, dazwischen etwas mürbes Fleisch; beglückwünschte ihn zu der gelungenen Kur und sah ihm nach, wie er von dannen trottete. Er wird nun nach Hause gehen, dachte Rönne, die Schmerzen als eine lästige Begleiterscheinung der Genesung empfinden, unter den Begriff der Erneuerung treten, den Sohn anweisen, die Tochter heranbilden, den Bürger hochhalten, die Allgemeinvorstellung des Nachbars auf sich nehmen, bis die Nacht kommt mit dem Blut im Hals. Wer glaubt, daß man mit Worten lügen könne, könnte meinen, daß es hier geschähe. Aber wenn ich mit Worten lügen könnte, wäre ich wohl nicht hier. Überall wohin ich sehe, bedarf es eines Wortes, um zu leben. Hätte ich doch gelogen, als ich zu diesem sagte: Glück auf!

Erschüttert saß er eines Morgens vor seinem Frühstückstisch; er fühlte so tief: der Chefarzt würde verreisen, ein Vertreter würde kommen, in dieser Stunde aus dem[2] Bette steigen und das Brötchen nehmen: man denkt, man ißt, und das Frühstück arbeitet an einem herum. Trotzdem verrichtete er weiter, was an Fragen und Befehlen zu verrichten war; klopfte mit einem Finger der rechten Hand auf einen der linken, dann stand eine Lunge darunter; trat an Betten: guten Morgen, was macht Ihr Leib? Aber es konnte jetzt hin und wieder vorkommen, daß er durch die Hallen ging, ohne jeden einzelnen ordnungsgemäß zu befragen, sei es nach der Zahl seiner Hustenstöße, sei es nach der Wärme seines Darms. Wenn ich durch die Liegehallen gehe – dies beschäftigte ihn zu tief – in je zwei Augen falle ich, werde wahrgenommen und bedacht. Mit freundlichen und ernsten Gegenständen werde ich verbunden; vielleicht nimmt ein Haus mich auf, in das sie sich sehnen, vielleicht ein Stück Gerbholz, das sie einmal schmeckten. Und ich hatte auch einmal zwei Augen, die liefen rückwärts mit ihren Blicken;

jawohl, ich war vorhanden: fraglos und gesammelt. Wo bin ich hingekommen? Wo bin ich? Ein kleines Flattern, ein Verwehn.

Er sann nach, wann es begonnen hätte, aber er wußte es nicht mehr: ich gehe durch eine Straße und sehe ein Haus und erinnere mich eines Schlosses, das ähnlich war in Florenz, aber sie streiften sich nur mit einem Schein und sind erloschen.

Es schwächt mich etwas von oben. Ich habe keinen Halt mehr hinter den Augen. Der Raum wogt so endlos; einst floß er doch auf eine Stelle. Zerfallen ist die Rinde, die mich trug.

Oft, wenn er von solchen Gängen in sein Zimmer zurückgekehrt war, drehte er seine Hände hin und her und sah sie an. Und einmal beobachtete eine Schwester, wie er sie beroch oder vielmehr, wie er über sie hinging, als prüfe er ihre Luft, und wie er dann die leicht gebeugten Handflächen, nach oben offen, an den kleinen Fingern zusammenlegte, um sie dann einander zu und ab zu bewegen, als bräche er eine große, weiche Frucht auf oder als böge er etwas auseinander. Sie erzählte es den anderen Schwestern; aber niemand wußte, was es zu bedeuten habe. Bis es sich ereignete, daß in der Anstalt ein größeres Tier geschlachtet wurde. Rönne kam scheinbar zufällig herbei, als der Kopf aufgeschlagen wurde, nahm den Inhalt in die Hände und bog die beiden Hälften auseinander. Da durchfuhr es die Schwester, daß dies die Bewegung gewesen sei, die sie auf dem Gang beobachtet hatte. Aber sie wußte keinen Zusammenhang herzustellen und vergaß es bald.

Rönne aber ging durch die Gärten. Es war Sommer; Otternzungen schaukelten das Himmelsblau, die Rosen blühten, süß geköpft. Er spürte den Drang der Erde: bis vor seine Sohlen, und das Schwellen der Gewalten: nicht mehr durch

sein Blut. Vornehmlich aber ging er Wege, die im Schatten lagen und solche mit vielen Bänken; häufig mußte er ruhen vor der Hemmungslosigkeit des Lichtes, und preisgegeben fühlte er sich einem atemlosen Himmel.

Allmählich fing er an, seinen Dienst nur noch unregelmäßig zu versehen; namentlich aber, wenn er sich gesprächsweise zu dem Verwalter oder der Oberin über irgendeinen Gegenstand äußern sollte, wenn er fühlte, jetzt sei es daran, eine Äußerung seinerseits dem in Frage stehenden Gegenstand zukommen zu lassen, brach er förmlich zusammen. Was solle man denn zu einem Geschehen[3] sagen? Geschähe es nicht so, geschähe es ein wenig anders. Leer würde die Stelle nicht bleiben. Er aber möchte nur leise vor sich hinsehn und in seinem Zimmer ruhn.

Wenn er aber lag, lag er nicht wie einer, der erst vor ein paar Wochen gekommen war, von einem See und über die Berge; sondern als wäre er mit der Stelle, auf der sein Leib jetzt lag, emporgewachsen und von den langen Jahren geschwächt; und etwas Steifes und Wächsernes war an ihm lang, wie abgenommen von den Leibern, die sein Umgang gewesen waren.

Auch in der Folgezeit beschäftigte er sich viel mit seinen Händen. Die Schwester, die ihn bediente, liebte ihn sehr; er sprach immer so flehentlich mit ihr, obschon sie nicht recht wußte, um was es ging. Oft fing er etwas höhnisch an: er kenne diese fremden Gebilde, seine Hände hätten sie gehalten. Aber gleich verfiel er wieder: sie lebten in Gesetzen, die nicht von uns seien und ihr Schicksal sei uns so fremd wie das eines Flusses, auf dem wir fahren. Und dann ganz erloschen, den Blick schon in einer Nacht: um zwölf chemische Einheiten handele es sich, die zusammengetreten wären nicht auf sein Geheiß, und die sich trennen

würden, ohne ihn zu fragen. Wohin solle man sich dann sagen? Es wehe nur über sie hin.

Er sei keinem Ding mehr gegenüber; er habe keine Macht mehr über den Raum, äußerte er einmal; lag fast ununterbrochen und rührte sich kaum.

Er schloß sein Zimmer hinter sich ab, damit niemand auf ihn einstürmen könne; er wollte öffnen und gefaßt gegenüberstehen.

Anstaltswagen, ordnete er an, möchten auf der Landstraße hin und her fahren; er hatte beobachtet, es tat ihm wohl, Wagenrollen zu hören: das war so fern, das war wie früher, das ging in eine fremde Stadt.

Er lag immer in einer Stellung: steif auf dem Rücken. Er lag auf dem Rücken, in einem langen Stuhl, der Stuhl stand in einem geraden Zimmer, das Zimmer stand im Haus und das Haus auf einem Hügel. Außer ein paar Vögeln war er das höchste Tier. So trug ihn die Erde leise durch den Äther und ohne Erschüttern an allen Sternen vorbei.

Eines Abends ging er hinunter zu den Liegehallen; er blickte die Liegestühle entlang, wie sie alle still unter ihren Decken die Genesung erwarteten; er sah sie an, wie sie dalagen: alle aus Heimaten, aus Schlaf voll Traum, aus Abendheimkehr, aus Gesängen von Vater und Sohn, zwischen Glück und Tod – er sah die Halle entlang und ging zurück.

Der Chefarzt wurde zurückgerufen, er war ein freundlicher Mann, er sagte, eine seiner Töchter sei erkrankt. Rönne aber sagte: sehen Sie, in diesen meinen Händen hielt ich sie, hundert oder auch tausend Stück; manche waren weich, manche waren hart, alle sehr zerfließlich; Männer, Weiber, mürbe und voll Blut. Nun halte ich immer mein eigenes in meinen Händen und muß immer darnach forschen, was mit mir möglich sei. Wenn die Geburtszange hier ein bißchen

tiefer in die Schläfe gedrückt hätte...? Wenn man mich immer über eine bestimmte Stelle des Kopfes geschlagen hätte...? Was ist es denn mit den Gehirnen? Ich wollte immer auffliegen wie ein Vogel aus der Schlucht; nun lebe ich außen im Kristall. Aber nun geben Sie mir bitte den Weg frei, ich schwinge wieder – ich war so müde – auf Flügeln geht dieser Gang – mit meinem blauen Anemonenschwert – in Mittagsturz des Lichts – in Trümmern des Südens – in zerfallendem Gewölk – Zerstäubungen der Stirne – Entschweifungen der Schläfe.

Gedruckt bei E. Haberland in Leipzig

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten

1928 G 139/2

PAUL ADLER
NÄMLICH

1915
HELLERAUER VERLAG
DRESDEN-HELLERAU

Salvator aegris, solacium afflictis, columna caducorum, via eviorum, peccata remittens, captivos demittens in patriam eorum, ut rideant: Deus.
Gregem conligens suam e finibus terrae atque fidem suam servans dormientibus in pulvere.

Preces Patriarchae.

Da nämlich ist Heinrich gegangen.

Hölderlin.

ICH BIN EIN MENSCH, DEM EINIGES unklar ist, nicht bloß dort draußen in dem Lauf der Welt, wie man sagt. Vielmehr bin ich über mich selbst in einem bestimmten Punkte unklar. Ich habe das vierte Jahrzehnt meines Lebens schon begonnen. Etwas ist mir verloren gegangen, ich weiß selbst nicht von welcher Art. Etwas fehlt mir, ich kann es auch nicht aus der Ferne erraten. Das ist gewiß ein unerträglicher Zustand.

Ich kann es vielleicht durch mein Besinnen aufstöbern. Es liegt irgendwo im Zimmer, ich habe in meinem Zimmer so lange auf Ordnung gehalten. Meine Mutter stützt mich in jeder Ordnung. Es ist heute ein klarer Herbsttag. Auf dem Tisch der Strauß Astern: o mein Geburtstag! Es fehlt doch nichts an der Ordnung aller Tage.

Wie war das nur? Du wirst dich schon besinnen, Mensch. Nur alles ganz in der Ordnung. Also heute bist du einunddreißig Jahre alt. Vor einem Jahr warst du dreimal zehn Jahre alt, dann noch vor einem Jahr neunundzwanzig, davor achtundzwanzig Jahre. O wie doch die Zeit vergeht, und man wird so freundlich dabei, manchmal sogar heiter. Das macht auch die Sonne. Ich bin immer von der Sonne so abhängig. Da sitzt meine Mutter mir gegenüber auf Wolle unter der Sonne. Sie sitzt natürlich nur in meinen Gedanken da, aber das

ist mir heute nicht unangenehm. In Wirklichkeit ist sie nämlich nach den Hallen und Märkten gegangen, um Fleisch einzuholen. Man kann mich ganz ruhig mit meinen Erinnerungen allein lassen.

Ja, als ich genau achtundzwanzig Jahre alt war, an meinem Geburtstage, da sagte meine Mutter zu mir: „Paolo". So nennt sie mich nämlich, weil sie von Geburt Italienerin ist, aus der Stadt Parma in der Lombardei. Dort heiratete sie mein Vater, als er einst in Parma den Zucker der Landschaft aufzukaufen gedachte. Ich heiße aber Paolo nach ihrem Bruder, dem klerikalen Abgeordneten eines Landkreises. Dieser Mann hat uns vor langer Zeit seinen italienischen Hausrat hinterlassen.

In der Kirche von San Salvatore (das ist zum heiligen Erlöser) in Parma befindet sich ein Gemälde von einem berühmten berüchtigten Maler, darauf Christus abgebildet ist, wie er den Teufel aus einem Besessenen austreibt. Von dieser Tafel hat meine Mutter eine Nachbildung an der Wand hängen, als einzige Erinnerung an ihre Vaterstadt, vermutlich, daß sie der klerikale Onkel einmal in der Heimat bestellt hat.

Das ist alles, was über uns an Besonderm hier ausgesagt werden kann. Mein Vater ist nämlich vor fünfzehn Jahren nach San Francisco entflohn. Sein eigener Vater, von dem die Mutter nur ungern spricht, soll als Säufer gestorben sein. Ich habe keine Geschwister. Ich bin Violinspieler und wohl augenblicklich von unsrer kleinen Oper beurlaubt. Ich spiele auch nicht länger in Konzerten. Ja vormals, da wölbte sich noch und lud ein mein Bogen!

Meine Mutter sagte also zu mir: „Paolo, du bist viermal sieben Jahre alt, und du hast noch kein Mädchen angeschaut. Noch weniger hat eine bisher dein Herz bewegt." So drückt sie sich immer etwas fremdartig und zierlich aus, was alle unsre Bekannten an ihr loben. Und mit der ihr ererbten Beweglichkeit der Rede begann sie, mich wegen meines groben Ungelenkes ein wenig auszuschelten, indem sie noch fortfuhr: „Bei uns in Parma si dice, wenn einer in solchen Jahren das Auge noch vor der Eva niederschlägt, daß an ihm gewiß nicht viel Gutes ist. Du bist ein bißchen einfältig, mein Lieber. Bei uns sind die Söhne ganz anders. Jesus und Maria, da muß man im Gegenteil auf die Töchter achten. Ich hätte dich auch schon gerne zum Oheim nach Parma ge-

schickt. Doch du bist ja nicht von der Stelle zu bringen. Nun bist du bald dreißig, gleichst einem Sack Pflaumen, so voll und gerundet. Wohin man dich stellt, dort stehst du auch. Oder lüge ich vielleicht? Hast du nicht in deiner Stellung dich um eine Zulage bewerben wollen, nachdem du jetzt schon weiß Gott wie viele Jahre dort fiedelst. Und schön. Dein Ensemble braucht dich, wie der Kopf die Narrheit braucht. Du bist der Narr in deinem Ensemble."

„Ich bitte dich", so antwortete ich meiner guten Mutter, „bist du in deiner Ehe nicht genug unglücklich gewesen? Ich verheirate mich überhaupt nicht. Auch habe ich ja meine Mutter. Und die modernen Sachen spiele ich nicht gut genug. Du bist nicht sehr anspruchsvoll, du Mutter. Dir genügt es, wenn du die leichtern Weisen nur halbgerecht anhören kannst. Aber das gewährt noch keine Gehaltserhöhung und zu einer Frau erst recht keinen Boden . . ."

Ich habe noch nicht erzählen können, daß meine liebe Mutter eben wegen ihrer Herkunft einiges von Musik zu verstehn glaubt. So entgegnete sie mir denn, ein wenig schmollend, doch gutmütig: „Und kürzlich am Sonntag der Kapellmeister im Haus Ahorn, Herr Erdö, sagte mir, als du verschwunden warst, während einer Pause: ‚Der Herr

Sohn, bitte, spielt im Theater die beste Geige. Das macht, daß er eine italienische Mutter hat.' Und Fräulein Valentine . . ."

Als sie so weit kam, wurde ich gegen meine gute Mutter ungerecht, und ich unterbrach sie: „Du weißt es, ich kann manche Namen nicht hören, ohne daß mir das Ohr rauscht." Dies ist wahr. Mir verursachen seit meiner Kindheit einzelne Worte heftiges Ohrenklingen, wie es auch schon mein Großvater ähnlich hatte. Zu diesen Worten gehören seltsamerweise einige Namen aus meinem Religionsunterrichte, wie Belzebub, Belial und dann noch, obzwar ich diesen Frauennamen bis dahin kaum zweimal gehört hatte, der Name: Valentine.

Meine Mutter schenkte dem jedoch keine Beachtung. Sie sagte vielmehr: „Fräulein Valentine ist die Tochter des Ahorn. Das Mädchen gefällt mir sehr gut, und ich wünschte, sie gefiele meinem Sohne noch besser. Erhöhung oder nicht, wir können dank meinem Bruder auch zu dritt ausreichend leben. Und um es dir nur anzuvertraun, du Narr, das Mädchen scheint in dich heftig verliebt. Sie geht ja nur deinetwegen, um in dein Orchester hineinzusehn, in alle Opern. Geh und

verliebe dich schleunig in sie. Ihr werdet glücklich sein. Über ihr Persönliches habe ich mich ausreichend erkundigt."

Da war mir aber der mütterliche Ansturm zu heftig, und ich lief aus dem Hause. Meine kluge Mutter schüttelte hinter mir verdrießlich den Kopf. Dann setzte sie sich an den Tisch und schrieb an das Mädchen einen unverständigen Brief: den Brief, den nur eine kindische Mutter schreiben kann.

Ich stand auf, als die Glocke tönte, und ich ging in unser Vorderzimmer hinüber, dessen Fenster auf den breiten Fluß hinaus gerichtet sind. Da saß meine Mutter bereits mit Valentine, meiner Frau, die der Herr verfluchen möge. Ich nannte diese schon meine Frau, denn sie war es bereits nach Gottes und meiner Mutter Ratschluß. Meine Unschuld spielte dabei nur die Rolle der großen Pauke. Meine Mutter vermag ich darum nicht loszusprechen; ich kann nur sagen: sie wußte nicht, was sie tat. Sie büßt es heut schmerzlich, doch nicht so schmerzlich, wie ich Unschuldiger es büße. Valentine, die Geliebte des Teufels, hatte ihr Auge nur deshalb auf mich geworfen, weil ich ihr, ähnlich wie meiner Mutter, als der Sack erschien, dem sie einen Platz nach ihrem Willen anweisen konnte. Sie hatte den Geldmann, ihren Freund, damals bereits im Hintergrund. Mit ihm traf sie sich schon als Mädchen bei den ordinären Redouten, im „Stern" und andernorts, wo es hoch hergeht. Daß doch, o Gott, gerade mir solches geschehn mußte! Ich verliebte mich, noch überstürzter als es meine Mutter wünschte, noch auf demselben Sofa, auf dem das Weib saß, in ihre Füße, in ihre Hände, in ihre tollen, unter dem Kleid strolchenden Brüste. Ich war wehrlos wie unser kleiner Hund vor ihrem Schoße. Ich war

niemals aufgefordert worden, einen Schoß so nahe vor mir zu haben, mit der Betrachtung, daß ich als Mann von ihm Besitz nehmen sollte. Und wie sie lachte, als ihr der Hund ohne weitere Umstände sofort hineinsprang! Ich bin überzeugt, daß sie mit dem einen schrägen Blick den Mann zugleich und das Tier durchschaute. Denn sie errötete wie ich, lachte aber dazu. Und dabei saß meine bejahrte Mutter, eine ehrbare Frau. Welche Dinge doch in einem guten Menschen miteinander Raum haben! Ich werde es auch meiner Mutter niemals vergessen. Ich werde meine eigene Mutter nie wieder achten können. Ich will nur lieber hier abbrechen, um meine Mutter nicht zu verfluchen.

Verflucht, verflucht, dreimal verflucht aber sei die Hure, die mit meinem unbescholtenen Namen umherreisende, ob sie nun lustig oder von ihren Freunden wieder verlassen ist, ja ob sie überhaupt noch lebt oder schon tot ist. Ich gebe unsre zwei Brauhausaktien dem Manne, der mir nachweist, daß sie in Berlin an ihrer Art Schicksal verstorben ist. Er muß mir aber den Schein beibringen, und dann kann er von mir alles erhalten, was er will, und wenn er außer diesem mein ärgster Feind wäre. Ich gebe ihm alles und auch

mein Leben, das für mich keinen Wert hat. Alles und auch meine Mutter? Alles und auch das Leben meiner Mutter. Sie ist ja alt.

Ich werde dir nicht nachweinen, Mensch! Ich werde mich nicht nach dir sehnen, jede Nacht, bis der Morgen kommt. Diese Genugtuung sollst du nicht haben. Ich werde um dich weder sterben noch verrückt werden.
Ich werde dir immer nachweinen, meine Valentine, jede Nacht nach dir mich sehnen, und meine Nacht wird schon beginnen, wenn es Morgen ist. Ich werde um dich sterben oder ganz gewiß verrückt werden!

Meine Mutter weiß, hinter ihrer dünnen Tür neben mir nächtigend, doch nicht, wie vielmals in solchen schlaflosen Nächten ich umherwandere und hinüber über den Fluß horche, wo die Nachtzüge kreischen. Ich kenne alle Züge, die in der Stadt anhalten. Mag sie mit ihrem jetzigen Liebhaber kommen; ich werde sie bei mir aufnehmen. Sie können in unserm breiten Bett schlafen, wie sie es früher taten. Ich werde inzwischen am Flusse auf- und abgehn, und ich werde geduckt,

wie in meiner Ehe, die Treppe wieder hinaufschleichen, um weiter unglücklich sein zu dürfen.

Auch weiß meine Mutter nicht, daß ich seit kurzem in Großvaters Art schlage. Lustig! Kann eine Mutter ihren Sohn vor schlechten Freunden schützen? Das kann keine Mutter, ihren Sohn gegen Gottes Willen vor sich bewahren. Liebe Mutter, mamma mia, ehe du es von dem Papagei hörst: Dein Kind trinkt. Beve il maestro, il genio, l'ubbriaco. Beve. Liquori e tutto.

Auch weiß meine liebe Mutter nicht, daß ich jetzt zur Nacht mich gar selbst erheitere. Vormals war es nicht so. Nun weiß ich mir nicht zu helfen.

Holla, meine gute Mutter, da stehst du in deinem Nachthemd in der Tür, wie eine alte Jungfer, und dein dünnes Altenzöpfchen pendelt erschrocken in mein spätes Gepolter. Wäre nicht mein lieber Vater uns durchgegangen, ich könnte ihm jetzt für dein Ohr die unflätige Geschichte erzählen, die ich vor einer Stunde von meinem Freund angehört habe. Es scheint, er wollte mich erheitern. So wie ich dich erheitern will. So wie du mich erheitert hast. Also vernimm: Ein Ehemann kehrt nach Hause. Was findet er? Laß du dirs doch erfinden. Hurra, liebe Mutter! — Alte Kupplerin!

Beethoventag. Aufführung des Fidelio im Theater. Heute sind es drei (oder vielleicht erst zwei) Jahre, daß ich so schlecht in der Ouverture gespielt habe. So viel schlaffe, schlaffe Saiten.

Merkwürdig, was wieder in meinem Ohr vorgeht. Ich höre förmlich die Glocken läuten. Was hat das zu bedeuten? Es sind jetzt, wie viele Jahre her, daß ich verheiratet wurde. Vier Monate nach meinem Geburtstag. Nun wieder um ein Jahr älter. Und am Ende läßt man sichs gar zu Herzen gehn.

Wie er mich nun ansieht von seinem beblümten Tapetengrund!

Damals schon begann ihre Verschwörung gegen mich. Meine Mutter ist nicht so liebevoll, wie sie gerne scheinen möchte. Sie hat es sehr gern mit angesehn, wie man mich betrog. Auch sie ist eine Vettel. Auch sie war vor so vielen Jahren ein Weib.

Er sieht mich an. Immer wieder sieht er mich an. Wäre er doch an der Kirchenwand in Parma geblieben!

Ich weiß wirklich nicht, warum ich seit einiger Zeit so abgerissen in meinen Niederschriften bin. Mein Gedächtnis leidet zusehends. Ich merk es auch schon beim Geigen mir bekannter Stücke. Und doch trinke ich jetzt überhaupt nicht mehr. Ich bin mir selbst schon vollkommen mysteriös. Ich will es gestehn, ich war gestern sogar bei einem Arzt. Für tadellos gesund erklärte er mich. Als er hörte, daß ich nicht mehr trinke, lobte er mich ausnehmend. Er lud mich auch ein, später einmal wiederzukommen. Denn vorläufig brauche ich niemand.

Es ist aber etwas auf meinem Grunde, was nicht den Arzt, sondern vielleicht einen Zauberer verlangt. Es rauscht in mir wie in der Muschel fern von dem Meere. Aber Zauberer gibt es doch seit Hoffmann nicht mehr...

Ob es trotzdem einen Gott gibt? Die Fremden, von denen ich mütterlicherseits abstamme, waren alle fromme Katholiken. Meine Mutter öffnete vordem den Mund nicht zweimal, ohne ihn mindestens einmal mit dem Namen eines heimischen Heiligen zu schließen. — Ob ich gegen meine Mutter wieder milder bin? Es fällt mir sehr schwer.

Es steht da. Ich war gestern als erwachsener Mensch, und ungenötigt, in einer Kirche; ich glaub, in einer protestantischen. Es zog mich an. Man geht auch in ein Zugstück. Der Mann oben über den Zuhörern las einiges, vermutlich aus den Evangelien. Dann erklärte er das Wort: Selig sind die Armen im Geiste. Hinter mir ein junger Mann, der in diesen Dingen erfahren schien, erklärte einem andern leise, die alten Mönche hätten diese Stelle besser verstanden, nämlich: Selig sind, die geistig, nämlich freiwillig, arm sind. Vielleicht ist es so. Aber wenn ein Gott ist, tut man wohl daran, nicht allzu klug zu sein. Man sang dann noch einige Lieder, doch die Orgel war schlecht. Wie bedrückend alle die zahllosen Menschen!

Angst, ich habe schreckliche Angst vor dir! Angst! Angst! Mann in dem Bilde! Willst du mich nicht loslassen mit deinem Blicke? und weißt, daß man so über Schwächere Gewalt erhält! Ich bin keiner von deinen Besessenen, Pfarrer, du bist keiner von meinen Seminaristen. Graue Vorzeit. Was hast du für einen Saugeist dort neben dir stehn? A . N . R? — Da malt einer in Farben ein Bild, und einer nimmt es auf, und sie halten es für

bloßes Spiel. Angst, mein Gott! Buchstaben und Bilder!
Ich darf nicht mit mir allein sein. Ich fliehe.
— Und blühst du doch wieder, Ahorn?

Palmarum. Ich weiß es nicht anders auszudrücken. Mir ist so seltsam zumut. Ich glaube, mit mir geht etwas vor . . .

Alles um mich herum und alles in mir selbst ist mir gleichmäßig widerlich. Trotzdem schaue ich großartig aus. Jedermann sagt es mir. Nur die Kleidung, die Kleidung nicht so vernachlässigen!

Mein Name ist Sauler. . . Wünscht der Herr mich zu sprechen?

Ich will es gestehn: ich liebe das Mädchen nur deshalb, weil sie genau die baumbraunen Brustwarzen meiner ersten Valentine hat. Außerdem aber kann ich, wegen des Ahorns, sie gewiß nicht bei ihrem Ehemann besuchen. Und zuhause wieder schläft meine alte Mutter. Ach was, laß meine groteske Amme zuhaus schlafen oder wachen. Ich verrate ihr nichts, sie darf sich aber sattsehn, wenn es sie jückt, an meiner — Schändung der Leiche Valentinens. Mond und emporene Gasflamme halten beide gute Laterne mir. Ich ersuche dich, Mond. Bei deiner Begabung, zu verdunkeln.

In dem Rasen: diese Glöckchen, die zuerst geschmeidig scheinen und dann vor dir fliehn. Hat mich Valentine schon so deutlich gezeichnet, daß mein Anblick nur abstoßend ist? Meine Haare umfangen mein Haupt. Ich brauche eure gemeine Liebe nicht, ihr Mannliebsten. Ich werde mich an eine von euch heranschleichen. Abends, wenn du von deinem Tag ermüdet bist, will ich dich überreden, dich für meine Befreiung heranziehn, zu meiner Freude, zu deinem Unglück. Du willst nicht? Ich werde es verstehn, mir aus eigenem Sinn ein Glück zu verschaffen. Ich schwöre es dir, mein Geschöpf!

„Eröffne sie! schäl sie auf! Das Messer an den reizenden Krokus!“
Nein, ich sitze nicht zu Tisch mit deinen Gästen, ich bin kein Schlemmer. Geh du deinen gelben Weg nicht mit mir . . . Avorun!

Ihr Wälder, ihr Wälder, ihr Felder, ihr Wälder!
Ihr Blumen, ihr Erden, ihr Weiber, ihr Männer!
Ich sag es nicht, ihr Wälder, was ich in euch erlebt.
Ich sag es nicht, ich habe etwas erlebt dort oben.
Ich hab es erlebt, doch ich sag es nicht. Ich bin nicht einfältig. Nicht, nicht, ich sag es niemand.

Was erlebte ich? Ich ging in dem Walde, schon hatte ich Ahorun überstiegen. Da begegnete mir ein Mensch und erhob gegen mich seinen Finger. Ein umflossener Mensch war er, aber doch nicht ganz ohne, wie man in meinen Augen gern glauben möchte. Da stand er vor mir — wie am Weg ein Pfahl. Ich bin auch kein Sack, ich will gern stehn. Ich machte auf ihn den folgenden Vers. Ich habe aber in meinem Leben vor diesem noch keinen Vers gemacht.

KEHR WIEDER

Ich ging in Wäldern, in Wäldern
Nämlich
In Wäldern. Nämlich,
Da kam ein guter Mensch.
Nämlich
Im Walde erhub er seinen Finger.
Nämlich
Ich war in den Wald gegangen, um mich dort in einigen Zweigen zu verwildern.
Da erhob der fremde Wilderer seinen Finger, damit ich mich nicht als Mensch an einen Ahorn hänge.
Dann geleitete er mich zurück.
Kehr wieder.

Dann habe ich übrigens noch ein zweites Gedicht gemacht, aber erst als ich heimkam, beim Schlafengehn. Das lautete so:

Müde bin ich, geh zur Ruh,
Schließe meine Äuglein zu,
Vater, laß die Augen dein
Über meinem Bette sein.

Das habe ich meiner Mutter säuberlich abgeschrieben und es ihr, noch während sie schlief, auf das Bett gelegt. Wie wird sie sich doch beim Erwachen darüber gefreut haben!

AHORUN

Ahorun ist eine Stelle im Walde. Ahorun ist ein klatschiger Weg. Ahorun sind Brombeeren. Ahorun ist eine Spinne. Ahorun sind junge Bäume. Ahorun zittert im Winde. Ahorun nickt mit Blättern. Ahorun nickt mit Blüten. Ahorun nickt mit dem Halse.
Ahorun frißt schmähliche junge Fliegen. Ein Kreuz zeichnet Ahoruns Rücken. Ahorun hält ein gräßliches Schild, eine gräßliche Kinnlade.
Ahorun spinnt. Ahorun spinnt...
Fliehe, fliehe! Avorun kommt.
Die Keulen eines roten Hirsches sieden in Avorun.

Ich bin stark und erhaben. Wenn mein großer Schritt bei Nacht im Hause ertönt, verstecken sich in den Ritzen die schmutzigen Nachtfalter, die Stimmen der Nachbarn, und meine Mutter weint. Meine Mutter zittert vor mir in ihrem Bette. O erster Triumph, Triumph eines Herzens, das in seiner Größe keinen Triumph mehr kennt. Meine Mutter soll ruhig weinen. Sie soll sich die Augen ausweinen. Ich habe keine Ahnung davon, warum sie es tut, und also habe ich auch keinen Teil an ihrem mütterlichen Weinen. Nimmermehr.

Ich stand auf wie sonst, weil ich schlaflos war. Es rauschte in meinem Ohr, aber nicht mehr wie die ausgenommene Muschel, nein, wie der Fluß, der sich unten vor meinem Fenster den Weg in sein Meer sucht. Ich habe das Fenster jetzt im Herbst offen gelassen. Ich kann mich auch erkälten. Ich kann auch sterben. Jetzt, da ich meinen großen Sieg erlebt habe! Worüber habe ich nur gesiegt? Sei es was immer! Satan oder eine Grille. Einerlei, ich hätte nicht so vollständig gesiegt, wenn ich mich noch auf etwas besinnen könnte. Also Triumph! Muschel. Avalun.

... Was rauscht draußen aber immer noch stärker? oder drinnen? Einerlei: draußen oder

drinnen. Jetzt hämmert es, jetzt klingt es, jetzt läutet es wie Glocken läuten. Bei wem hörte ich doch nur dieses Glockenläuten? Er kommt? Nein, er kommt noch nicht. Kommt er in mir? kommt er draußen vor dem Fenster? Einerlei: drinnen wie draußen. Da war er schon.

... Er hat dich nur gerufen. Nun ruft er wieder über das Wasser. Das macht er so, der Träufelmann bei Nacht und über den Fluß. Und, still, bei den Verdrehten. Was schreit er?

„Paulus!?"

Ich höre. Warum so feierlich? Das ist gar lateinisch. Ich bin nicht lateinisch. Ich bin kein Paulus. Und auch kein Saulus.

Wiederum ganz deutlich: Paule! Also weiter so hochtrabend. Nun meinetwegen soll es bei der toten Verständigung bleiben... „Paule!"

O, herein!

Da ist er. Da sitzt er. Da geht er nicht von der Stelle. Da kann ich mit ihm reden. Da kann ich seine Hand ergreifen, wenn ich an ihn glaube. Wie er jetzt abermals den Finger hebt! Da ist er zu mir gekommen, er, der freundliche Mann vom Walde. Doch ist er naß, sein Bart ist umflossen, und so das Haar. Es sind keine Wasserpfeilblüten darin, es blüht der Herbstlöwenzahn,

und die Säfte stocken schon. Es klatscht, der Fisch reist ins Schilfmeer wie das alte Israel.

Ei, mein werter Herr, wie schön ist es, daß Sie zu mir gekommen sind. Daß Sie meine Wohnung in der Stadt ausfindig gemacht haben. In dieser Vorstadt, bei so zahlreichen Werkstätten. Und nun gar durchs Fenster stiegen Sie ein? Wie zu Ihrem Bauernmädchen. Oder doch durch die Türe? Einerlei: ob Fenster oder Türe. Wenn nur der Empfang herzlich ist.

... Was du zu mir sagst? Du sagst, du habest mich aufgesucht, weil es mir in der letzten Zeit so besonders schlecht gegangen ist. Ohren, Kopf und Herz. Und Augenflimmern auch beständig. Nun, ich rede mit Ihnen nicht gern davon; ich denke nicht mehr daran. Gut vor allem, daß Sie da sind: ob deshalb oder anderswegen. Setzen Sie sich doch. Legen Sie ab. Verzehren Sie nicht? Darf ich Sie nicht meiner Mutter vorstellen, Herr ...? Ach so. Sie sagen, es geht ihr nicht ganz so schlecht. Gut geht es wirklich nirgends, Herr Nämlich.

Meine Mutter ist aus dem Süden: dort haben Sie gute Freunde. Meinen Oheim kannten Sie gewiß, den Abgeordneten Niccolò, er besaß einen päpstlichen Orden. Ein großer Mann mein Onkel, aber kann er Ihnen, Herr Nämlich, imponieren? Nein,

nein, ich erzähle Ihnen lieber etwas ganz anderes. ... Wissen Sie, daß Avoruns Großmutter den Avorun betrügt? Sie wissen es, doch Sie reden nicht gern davon. Nun bist du auch schon verschwunden. Kommst du nicht ein andersmal? Kommst du nicht ein andersmal?

Das ist aber unerhört und lächerlich, diese Mutter immer an der Türe. Was weinst du eigentlich, blöde Mutter, darüber, daß ich hier laut mit meinem Besuch rede? Du solltest dich freuen, frohlocken solltest du, Weib, daß der Herr Christus mich so öffentlich wie einen Freund besucht. So, nun ist es heraus und wird nicht mehr zurückgenommen. Ich fürchte euch nicht, und wenn ihr die ganze Stadt zusammenriefet.

Ich protestiere: „Ein Herr Stadtarzt.“ Ich speie auf den Stadtarzt. „Nein“, sagt er, „von der königlichen Regierung.“ Ich speie auch auf die Regierung. Vielmehr: „vom Amtsgericht“ — Ich weine. Wehe dem Amt und weh dem Gericht! Hinaus! Hört es! Hier steh ich, so wahr keiner von euch hilft, und kann nichts als protestieren.

Mutter, höre, wenn du mir noch einmal eine von diesen Schlangen ins Haus läßt, wo du doch siehst, wen ich beherberge, so weiß ich nicht, wozu ich gegen dich fähig werde. Ich habe mich noch kaum mit dir ausgesöhnt. Ich tue niemand etwas, sag es ihnen. Ich verlange von niemand etwas. Niemand soll etwas von mir verlangen. Ich habe mit niemand mehr etwas gemein.
Bewahre dies: Du hast mit niemand mehr etwas gemein!

Nicht an meinem Pelzrock, Motten! Motten sind Schmetterlinge. Es wird Winter, was geschieht mit den Schmetterlingen Avaluns?
Die Fee frißt sie.

Kennt sich jemand in den Herzen aus? Sie hilft dem Herrn nicht den Überrock ablegen, nicht einmal in ihrem eigenen Haus. Die will ihr Fleisch und Blut lieben! Die behauptet, sie wolle das Glück ihres Kindes! Die sagt, sie hat jede Nacht heimlich vor Gott auf den Knieen gelegen. Und dabei nimmt sie dem Herrn nicht einmal die Last des Schnees von den ewigen Schultern. Damit er sich von der Mutter verletzt fühlt. Damit er nicht länger zu mir kommt. Damit er mich wieder dort sitzen läßt, wo ich schon einmal gesessen habe: Allein am Weltmeer entgegen dem Alten.
... Der Pelikan nährt seine Jungen!

Das kannst du: Nach Petrum gehn, nachts im Schneegestöber, die Stiefel anziehn, vorher gucken, ob der Fisch gar ist. Dreimal weinen, ein wenig um den Sohn, ein wenig um den Erlöser, ein wenig, wenig wegen der Zwiebeln. Wozu gehst du eigentlich in die Kirche, suchst dort mit Kerzen, was du am lichten Tage bei dir haben kannst? Glaubst du, der Pfarrer versteht was von dem Herrn? Glaubst du, er liebt ihn? Glaubst du, er hat ihn einmal gesehn? Wie kann er an ihn glauben, wenn er gar noch niemals von ihm besucht wurde?

Nichts ist schöner als kalte Weihnachten in Avorun. Ich will hingehn und den Schnee von dem grünen Brombeerlaub schlagen wie von seinen Schultern.

VOR DER KIRCHE

Das könnt ihr: Domine. Vobiscum. Scum Scum. Bim Bum. Pst Scum. In Excelsis. Nämlich.
Das könnt ihr:
Knieen. Was?
Füß abbeißen. Was?
Wasser sprengen. Was?
Wort verschütten. Was?
Geist verschütten. Was?
Blut verschütten. Was?
Katholiken, Lutheraner und Juden. Scum Scum. Stütze du meine Sünden, Herr!
Was tut ihr?
Wasser abschlagen? Alle.
Bitten abschlagen? Alle.
Kügelchen abschlagen? Alle.
Bäumchen abschlagen? Alle.
Köpfe abschlagen? Hähnchen und Männern? Alle. Alle. Scum Scum.
Was sollt ihr?
Speisung der Armen? Immer.
Verzehrung der Armen? Nimmermehr.

Kleidung der Nackten? Immer.
Verkleidung der Herzen. Nimmermehr.
Befreiung der Gefangenen? Immer.
Kränkung der Gefangenen, Verurteilung des Worts, das der Herr zu Gebeugtem spricht? Nimmermehr. Bewahre mich, Herr!
Worum betest du?
Gesundung der Wunden? Für dich.
Verwundung der Gesunden? Für andre.
Stützung der Hinfälligen? Für dich.
Hinfallen der Stütze? Für andre.
Aufrichtung der Gebeugten? Für dich.
Aufrichtung von elektrischen Menschenstuhlhäusern im Großbetrieb? Für andre. Gentibus. Ite . . . Nämlich.

Weihnachten, und ich steh draußen. O daß alle Frommen ein einziges Haupt hätten!

Alle Frommen haben ein Haupt, das Haupt, auf das sie die dreifache Krone gesetzt haben. Es ist Christnacht, der Herr aller Gläubigen sitzt im weißen Gewand auf dem Thron von Sankt Peter. Er sitzt bei den Scharen der Scharen, über den Scharen des neuen Israel aus aller Welt. Da

tret ich allein herzu, ein Elender, die fremden Götter zu rächen. Kein Heiliger tritt mir in den Weg: sie sind alle von Stein gleich allen Engeln. Da werfe ich den Dolch freiwillig weg, mein Herz schmilzt, das Sakrament ereignete sich des heiligsten Blutes. „Wer ist dieser reuige Sünder?" fragt der müde heilige Vater, „ich löse ihn." Da falle ich nieder zu seinen Füßen. Ich küsse seine rührenden gelben Füße. Ich weine auf die kupfernen Füsse des Apostels, auf seinen Marmorstuhl. Ich sage: „Hier bringe ich freiwillig, ich kettete ihn, den Herrn Avorun."

Da läuten alle Glocken Roms. Alle die uralten Glocken ohn Wartung beginnen von innen zu läuten. Scum Scum. Am Abend freut sich meine gute Mutter mit mir. „Wenn du nicht so verrückt wärst, mein Sohn," jammert sie.

KONZERT

Gemeines Volk, Börsenmänner aus Avorun singen:

„Vom Himmel hoch, da komm ich her,
Ich bring euch eine gute Mär,
Der guten Mär bring ich gar viel,
Davon ich singen und sagen will. Scum Scum."

Andre, heller Gekleidete, mit Harfen und Zehnsait:

„Nun singet und seid froh—o—o!
Jauchzt und jubelt so—o—o!"

Immer Neue, mit Fingern und Stäben:

„Singt ihr hohen Himmelschöre,
Singt zu unsers Gottes Ehre."

Mit Brüsten und Kehlen:

„Und du, Erde, nimms zu Ohren."

Mit Zungen und Zähnen:

„Gottes Sohn ist Mensch geboren."

Mit Worten und Weinen:

„Gottes Sohn . . ."

Mit Jubeln und Schauen:

„Gottes Sohn . . ."

Mit Hörnern und Klauen, einfallend und zerfleischend:

„Gottes Sohn ist Narr geworden."

Zehntausend mit Krallen. Zehntausend mit Fledermaushäuten. Hunderttausend mit leuchtenden Birnen in den bronzenen Stirnen.

Da kam aus seinem Feuer hervor der Herr mit seinen Engeln und drohte mir mit dem Finger: Du Musiker, Müßiggänger, wann einmal werden sie dich hinter Stäbe setzen?

JA, DORT WOHL — WO MAN WOLLE spinnt. Flocken, immer Flocken.
Lauter Schlittschuhläufer.
In meinem Barte sitzt ein Kristall. Ich bin ja Gott-Vater.
Die weißen Englein spielen vor meinem Aug.
Ich bestelle: Drehorgler, Rauschverkäufer, ihr solltet mir einen Psalm orgeln!

Es ist nicht zu sagen, ein wie wunderbarer Gast er ist. Ich habe mich in der Christnacht zu sehr erregt. Man hat mich, mit dem Rücken gegen die Tür gelehnt, ganz ermattet aufgefunden. Ich soll mich nicht so sehr erregen. Ich soll mich um seinetwillen, sagt er, gar nicht so aufregen. Er hat einen Zug unter Dampf stehn, blau angestrichen wie ein kaiserlicher Sonderzug. Damit soll er verreisen, zu den christlichen Abgeordneten. Der Wagen kann in der Bohémie ruhig einschneien, dort sind hundert Genien. Der Herr selbst will noch einige Zeit bei mir verbleiben. Ein rührender Freund. Und wenn ich dagegen bedenke, welchen heidnischen Gewinn mein Max damals verlangt hat. Glücklicherweise ist meine Lage jetzt auskömmlich, sonst könnte ich mich gewiß am besten an Ihn wenden. Er würde

mich nicht ausnützen. Ob er wenigstens meinen Kaffee trinkt? Daß er mich nicht verarmen will, ja das weiß ich.

Ich kenne ihn nun schon seit so langer Zeit. Seit dem September, glaube ich, meiner Kindheit. Seitdem er die Parkwächterstelle an dem Gitter erhielt. Mit der kleinen, vom endlosen Niedersitzen seiner Vorgänger geglätteten Holzbank. Stundenlang konnte er in die Luft sehn. Sommer wie Winter, vor seinen Bäumen. Das dünne Männchen in dem dicken grauen Mantel. Drollig. Er ließ keinen vorbei, Liebende und Ammen, ohne sein gesetzmäßiges Auf und Nieder. Er saß immer. Nach einem Gerücht soll er einmal eine kleine Freiheitsstrafe abgesessen haben, die ihm alle die Bäume so lieb gemacht hat.

Einmal rettete er eine junge Katze, das Eigentum eines alten Weibes, vor Prügeln. Das war aber überhaupt ein andrer, und die Sache begab sich vielmehr in Sevilla.
Einmal erhob er vor mir seinen Finger. Das war erst neulich.
Gestern sah ich ihn auf der Warte, wo die Zahn-

und Rachenkranken passieren. Verbundenen Mundes. Er heulte.
Er saß oben und winkte mir, daß ich mich nicht an den Ahorn hängen solle. In der Wolke sitzend zwischen Moses und Elias. Er sitzt wie aus Stein gegossen. Ich bin ruhelos zwischen diesen Wänden.

Er hat eine Haltung, die nicht von dieser Welt ist. Wo andre die Uhr tragen, auf seiner Brust trägt er eine ganz große Uhr aus massivem Golde mit einem Strahlenkranz. Sein Blick fällt auf mich mit einem Ausdruck, den ich in meinen Erinnerungen angestrengt suche. Wenn ich schlief, so kann es geschehn, daß ich beim Erwachen ihn plötzlich durch den Raum schwanken sehe, mit einem Umriß, wie — nun, wie des spukenden „Locarner Bettelweibes“ Kreuz.

Er muß aber trotz allem verreisen. Er hat mir vorher noch Wichtigstes zu sagen. Er will vielleicht wahr sagen. Ich werde vielleicht fragen. Wir stehn gut miteinander. Er ißt mein Brot. Er trinkt mein Blut. Er ißt meinen Fisch. Warum soll ich Leute, die mein Brot und Fisch essen, nicht fragen, was sie eigentlich von mir wollen?

Wer mich besucht, muß damit rechnen, daß ich ihn ausfrage. Als erregbarer Mensch fasse ich meinen Besucher vielleicht beim Knopfe. Ich drehe ihm den Knopf ab. Fresse ihn darum nicht. Ich sage jedem offen, was ich gerade denke. Jeder kann mir offen sagen, was er über mich denkt. Das Nächste ist auch das Beste . . . Aber da gehört freilich Gedankenflucht dazu.

Ich fragte ihn also geradezu: Herr, bist du mein Fisch? Er sagte: Vor allem andern dürfe ich nicht so schrein. Vielmehr müßte ich mich in meinen Äußerungen etwas mäßigen. . . Warum schreie ich eigentlich? Ich sehe dann, wie man sagt, so schrecklich aus. Wirklich, warum schreie ich? Niemand fügt mir doch ein Leid zu.
Auch verlangt er, ich solle gegen meine Mutter etwas milder sein. Sie ist eine alte Frau. Sie wird sich nicht mehr ändern, in diesem Leben. Gewiß nicht . . . Ob es ein anderes Leben gibt? Ein anderes Leben? Ein besseres Leben?

Wenn es ein anderes Leben gibt, o Herr, mach es selig. In einem seligen Leben müssen die Fische süß Fleisch sein, und sie müssen mit Flossen ihre

Fischer im Schlamm aufgreifen. Versteht sich, um Menschenseelen zu fischen. In einem andern Leben müssen die Ungeheuer unter den Seelenvögeln gütiger sein als der gute Apotheker, der mir unlängst seinen Gehilfen mit meinem überzahlten Gelde nachsandte. Es gibt noch Wunder: das Opium ist gar nicht so teuer.. Warum sollte es keinen Lohn der Tugend geben? Das ist kein natürlicher Gedanke. Ich will ihn danach fragen. Er sagte mir, ich hätte Recht. Manchmal müßte ich aber . . . vielmehr . . . wie bin ich doch fehlervoll!
Das mit der Mutter geht mir nun doch im Kopf herum. Schließlich habe ich sie doch einmal herzlich gern gehabt. Schließlich hat sie mich doch immer äußerst gern gehabt. Und tut es noch.

GEDICHT ZUM SECHZIGSTEN MUTTERS GEBURTSTAG
(LAETARI AD 1910)

Liebe Mutter. Heute ist dein sechzigster Geburtstag.
Laetari. Frohlocke. Mutter des Menschen.
Freue dich. Sieh, dein König kommt.
Auf einem Esulein.
Und muß hinaus ins feindliche Leben.
Und waltet weise im häuslichen Kreise.

. . . O Mutter, Mutter, ich sag Euch, dieses ist
Euer Sohn nicht,
Vielmehr der gewaltige Ringer Christus ist es. So
seid Ihr wahrhaftig seine Mutter?
Dann backt Matzkuchen und lasset uns fröhlich
sein.
Aber wenn Avorun kommt, sprecht, wir wollen
ihn nicht länger.

RÜCKFÄLLE IN DAS VERLORNE

Hollah, ihr seid mir zu viele! Es gibt ja einen Himmelsgarten, sagt ihr, darin sitzt ihr zu Zehntausenden auf einer Nadelspitze. Das ist mir eine schöne Blattlausordnung. Es gibt eine Hölle, dort drängt ihr euch alle in ein borstiges Regenwurmglied. Das da ist ein Engerling, das dort ist ein Falter. Ich kenne euch. Ich will solches Zeug nicht wieder lesen. Die Augen brennen einem nur davon, besonders bei dem schlechten Licht, das man an diesem Orte hat. Die Ohren sind heute das reine Läutewerk. Stampferin, lebwohl. Wohin geht die Fahrt? Die Fahrt geht ganz nahe, nach Sommers Avalun. Brücken, wenige Bäume, Halden, Torfstechereien, dann Wälder, immer dicker. Ein Wirtshaus dick und heiß, für den Zweifler aufgebaut. „Fünfzig Minuten zu der Satansklamm." Gott behüte, als ob der Mensch dorthin nicht allein fände. „Tanz am Abend. Feines Publikum. Kinder nur unter Aufsicht von Erwachsenen."

Der Weg ist verrückt, was läuft er mir vor den Füßen? Gedanken und böse Wege wären an die Leine zu legen. Nerv, besinne dich: Maikäfer und Bier. Ein Kreuzweg wirft sich mir an den Hals, wie dem Herakles. „Gelbe Marke, Wanderer, nicht die rote!" Ich wähle das Laster, die

rote, wie alle Weggenossen. Richtig, ein Kressengarten. Soldaten, geile Panther, in jeder Pratze etwas Bekleidetes, Rundes. Es schleicht eine Katze. Wie weit ist es noch zu der Klamm? Es wird ein Gewitter kommen. Ob ich noch trocken anlange und heil? Und wie mir der Schweiß läuft. Wohin führt mich dieser Weg der Verdammnis? Mütterlein in den Wolken, deine rote Spindel! Es donnert leise . . .

Nichts, glücklicherweise. Nichts.

*

Ihr sagt, ich müßte das wissen. Ich muß mit euch gehn. Was wissen, weshalb gehn, wohin wissen? Das hier ist Staub. Das dort ist eine dicke Spinne. Rühret, Dienerinnen, nicht an diesen Staub!

Da sind wieder Mauern, dazwischen ist Raum genug für das Unbekannte. Und Häuser, zwischen ihren Stirnen ist Raum für Droschken und Narrenzüge. Da ist die Nürnberger Straße, das die Regensburger Straße und hier die von Eger. Hier oder dort? Im König von Ungarn oder von Polen? Und welcher Art Gespenst? Ein Laken oder ein Albdruck? Oder das Tier mit den zwei süßen Rosenschnautzen? Ich bin schlaflos wie ein Wärter mit seiner ungeheuern Verantwortung. Wehe, wenn es ausbricht. Warum laufen sie nur zusammen? Warum gucken sie mich an? Hier, Pöbel, sieh meine Zunge, eine rote Fahne.

Einer hält mich am Rockärmel. Guter Max! Ich folge dir. Ich weiß ja: alles, was du anordnest, geschieht doch. Ich kenne diese Straße nicht einmal. Ja doch, es ist die Lange Hure.

Dahinter kommt das Stift, dann die verfallenden Gasthöfe. Im König von Spanien oder in dem von Portugal?

Majestät Emanuel. Sie sind mein Haremswächter. Was haben sie mir zu verbergen? „Nichts, Gott sei Dank, nichts."

Da will ich mich doch selbst überzeugen. Sie sehn gut aus mit ihren gemalten drei Kronen, Herr König. Wie alt jetzt? „Hier wohnte Goethe im Jahre 1795." O Goethe, meine Hochachtung, der Mann vom Faust! Sie haben sich sehr verändert, Herr König von Portugal, seit Goethen. Die schönen Tage von Aranjuez sind wohl vorüber. Geben Sie Gedankenfreiheit? Schau, Sie haben da einen recht dunkeln Torweg, heben Sie ihn auf! Ich wollte sagen, heben Sie Ihre alten Privilegien auf, Sire, nur die Spinnen wissen Ihnen Dank dafür. Und führen Sie doch, milder Fürst, ihre ausgetretene Wendeltreppe ordentlich

in die Höhe. Zeigen Sie, wer diese bewohnt. Der Mann am Kreuz über seinem Öllämpchen? Bei Ihren Geschäften? Erleuchtet er solche dunkeln Pfade? Gold, wie viel nehmen Sie, Majestät? Bei Ihrem Zepter, lassen sie mich erraten, was Sie da abwärts von ihrem vermauerten Bauch haben? Fischangel? Zug des Herzens? Ein Glokkenzeichen? Nun endlich. Spreizen Sie mir Ihre beiden Korridore recht für meine zwei Silbermark! Lauter verschmitzte verschmutzte Türen.

„Kämmerchen, mein Herr, und recht fröhlich die Kämmerchen für ihr hohes Alter." — Wie, Max, du wolltest hier durchsehn können? — „Gewiß doch, folge mir, Narr, und überzeuge dich selbst einmal." — ‚Zu Hilfe, ihr guten Wirte, zu Hilfe gegen meinen Mann!' — Fliehe, fliehe, Avorun bricht die Türe.

Wer faßte mich da an meinen Schultern, wer hielt meinen schweren Kopf?

Nichts, glücklicherweise nichts.

Das Bett, sagte Max, war voll Wanzen, darum ekelte er sich so sehr.

Ein unermeßliches Unglück ist die Welt, unzählige Unruhe, nach allen Seiten bangend, hängt in ganz Avorun, der Schöpfung eines bösen Allmächtigen. Alles zittert, alles bangt, allem droht unmittelbar das Grab ohne jeden Ausweg. Kein Ton, keine Hilfe von keiner Seite. Eine Kette ohne Ende bildet das Böse und eine Kette, an die alle Geschöpfe, schuldige und unschuldige, geschlossen sind. Gibt es Liebe in der heillosen Hölle: sie verzweifelt, sie muß das entsetzliche Werk tun. Wenn es Eines gäbe, ein nur nicht ganz Böses, ein nicht ganz Ohnmächtiges, ein noch so geringes und zitterndes Ding, das der Welt Widerstand leisten könnte: hier müßte es sich zeigen, jetzt und hier wird seine Erscheinung erwartet.

Und siehe, es bleibt nicht aus. Nicht schwächlich und klein meldet es sich an wie eines Schafhirten Flöte, sondern kraftvoll über die Erwartung hinaus ist es schon da, das Heil der Gerechtigkeit. Das Horn in der Fülle seines höhern und wohlgefälligern Alters. Und nun wird es mächtig, Schritt für Schritt, zum Verlornen hinuntersteigen, es wird die verriegelte Türe zerbrechen, die endlose Kette wird es aufschneiden, und es wird eine der edelsten Gestalten im Dunkel belohnen, die verkleidete Gattentreue. Heil dir Treue, welche Taten könnten geschehn, wenn du in dem Sumpf, in

der Unterwelt Grund zu fassen vermöchtest! Weh dir, Untreue: Ungezücht, das seinen guten Herrn schlägt. Du bist Schlange, du bist Herzgift.

Da sagte mir nämlich im Wirtshause der Dirigent „Sie spielten heute recht nervös." Ich weiß nicht, ob das ein Tadel sein sollte. Aber ich sagte zu ihm: ‚Herr Dirigent, bitte, soll das vielleicht ein Tadel sein?' Darauf sagte er: „Nein, das soll durchaus kein Tadel sein. Aber vielleicht sehn Sie sich doch nächstens die Hörner im Fidelio besser an." Das ist nämlich das Motiv, das ich danach auf der Geige verstümpert hatte. Aber unser vorzüglicher Cellist sagte noch darauf: „Nun Wolfens Statthalter war auch gerade keine Erlösung."

Da goß mir noch Wolf beständig Rotwein nach. Ich glaube, dieser Wein stammte noch von dem Saugeist, dem „Ahorn". Dann muß ich jedoch etwas gesagt haben, wie: „Meine Herren, ich war heute leider durch Umstände sehr betrübt." Darauf wurden Wolf und Weber beide sehr verlegen. Doch warum, das weiß ich nicht. Mutter, sage doch, was war das damals mit dem Kapellmeister, dem Ungarn? Sie ist nicht daneben? Das Licht brennt einsam?

*

Ihr seid mir immer noch viel zu Viele. Wozu habe ich von euch ein Dutzend entlassen? Ihr vornen seid hürnene starke Recken, andre ziehn auf dem Regenbogen in die helle Kugel. Unter ihnen ist eine gläserne Linse, sie tropft dunkel wie der Gral. Blut? Und der Fischer fängt in sein Netz...

Hinter dünner Wand toben eure Brüder mit dem Hammer. Auf den Ambos, und einer sticht, aufrechtstehend in seinem Steigbügel. Ich lehne aus dem runden Fenster, aus dem ovalen Ochsenauge in mich hinausgebeugt. Das Labyrinth: leise treiben die Knöchelchen. Was tut die Muschel? Sie strudelt...

Von euch, schleimigen Wänden, rede ich nicht; euch peinigt der Polyp. Die Qualle in euerm Innern ist strahlend, glitschig wie die letzte Tiefe. Sie wechselt Salz, trägt Höcker, Fangarme und Spiralen. Ich habe sie in einem Fenster abgebildet gesehn, halb angeschnitten und mit erklärenden Buchstaben. Ich versuchte, mich darin zurecht zu finden.

Nichts glücklicherweise. Nichts.

Nichts. Nichts. Nichts. Es ist nichts auf der Welt.

ES IST ALLES GAR NICHTS, WENN ER nicht da ist. Dann ist Nichts in der Welt. Es hängt alles ganz allein von seiner Anwesenheit ab. Woran soll ich glauben, wenn nicht an mein Fleisch, wenn nicht an meine Schmerzen? Ich weiß alles, was ihr dagegen einzuwenden habt; ich bin durchaus bei Sinnen. Sehe ich weniger als ihr? Ich sehe doch mehr. Fühle ich weniger? Ich fühle meinen Besuch. Hier, überleget ihr doch lieber, was ihr so Unverständiges daher redet! Ich war zu lange euer Narr. Ich war wieder zu lange im Verlornen abwesend.

ICH BEGINNE EIN GESPRÄCH AN DEN GAST

O viele Tage habe ich Sie nicht gesehn, mein Tischlerssohn.
„Dafür habe ich mein Werkzeug mitgebracht."
Ich habe Schmerzen in dem Leibe.
„Dafür habe ich eine Feile mitgebracht."
Ich habe Schmerzen in dem Rücken.
„Dafür habe ich ein Messer mitgebracht."
Ich habe Schmerzen überall.
„Dafür habe ich einen Hobel mitgebracht und vier Bretter, die warten."

*

O viel Monate haben wir uns nicht gesehn, zwei Müßiggänger.

„Ich habe fleißig eingesammelt in dieser Zeit."
Nicht Blüten. Ich habe Abscheu.
„Nicht Blüten. Reiferes."
Nicht Beeren. Mich dürstet nicht.
„Nicht Beeren. Ich sammelte Bitterkeiten. Kräuter sammelt ich, Saft und Abschaum zu Salben, deine Hände zu salben, deine Füße und deine Stirne, hinter der dein Weg verborgen ist, der dunkle Weg, den du gehn wirst. Du sollst, mein Freund, künftig nicht mehr sagen, daß es um nichts geht."

*

Und ich beginne mein Gespräch ein andermal, sagend: Weißt du, Gast, daß ich so lange allein war, ich allein mit meiner Mutter?
„Dafür habe ich ihr jemand mitgebracht, für deine Mutter," sagt er. „Marien nämlich."
Marien, erwidere ich darauf, Mann, was habe ich mit Maria zu tun? Bist du kein besserer Kräutersammler? Meine Mutter braucht keine junge Schwiegertochter mehr, um unglücklich zu sein.
„Nein, nein. Du bist doch sehr unverständig in weiblichen Dingen. Ich bringe dir Maria, die Betrübte. Mein Vater erfand sie würdig."

Heilige Maria, Mutterherz, durchstoßenes. Siebenschwerterdurchbohrte Erbarmnis. Die du ausschrittest, als dein Sohn unter dem Kreuze fiel. Die du standest, da dein Sohn an dem Kreuze verhing. Die du von Fremden fortgeführt wurdest, als der Herr fröhlich auferstand. Rotgoldenes Mutterherz, bitte für meine Mutter jetzt und in der Stunde ihres Absterbens, Amen.
Kristallenes Herz, strahlend wie das Herz Jesu, deines Sohnes, sei gegrüßt! Gegrüßet seist du, Maria, Mutter des Menschen, du bist voller Gnade. Gesegnet bist du, und gesegnet ist die Frucht deines Leibes. Nimm hin die Lilie: Nämlich.
Dort an dem runden Tisch sitzt meine eingefallene Mutter und hält die Rechte vor die blickende Ruine. Ihr werdet euch verstehn als zwei Frauen. Du wirst ihr von dem Vater erzählen, der vor sich den Vorhang gezogen hat. Denn der Vater ist nämlich bei jedem Kinde die Hauptsache . . . Oremus.

Oremus... Er war, noch bevor das Meer fahrbar war. Oremus. Er wird sein, wenn es kein Trocknes mehr gibt. Oremus. Er war einmal in Jerusalem Tempelbauer, er war eben erst in der neuen Welt. Oremus.
Wir verstehn ihn nicht, meine gute Freundin. Wir verstehn ihn nicht. Er macht alles und wieder nichts. Oremus.

„Sie werden verlangt," so heißt es in dem Mittelpunkt, „überseeisch".
Mein Herr Vater? — Mein Herr Sohn? — Sie? — Was? — Du? — Was? — Fang du dir mit mir hier über den Wassern nichts an, Gescheiterter. Von dem Alten ist nämlich nichts Zuverlässiges bekannt.
„Sie sprechen noch? Sie sprechen noch? Sprechen Sie denn ewig?"
O man hat mich unterbrochen, und unvermutet!

Schlemihl, heute hast du endlich den Schatten gefangen! Es war ein sehr großer Schatten, vielleicht noch größer als das beleuchtete Ding vor ihm. Es war ein Schatten vielleicht eines großen Rosses, denn ein Hufschlag ging mir ins Herz. Es gibt wirklich Geister oder Schatten. Ich habe zwei miteinander in zärtlicher Unterhaltung ertappt. Sie hielten einander. Einer von ihnen war mein eigener abgetrennter Wurfschatten. Dieser tappte die ganze Schlafwand lang, weil ich ihn vor den Kopf geschlagen hatte. Er kam außer sich zu den andern Schatten der Dinge. An meiner Wand blieben seine Fingerspuren deutlich wie die eines Mords, an seiner Stirn blieb das Mal von meiner wütenden Faust.
Ich sagte: Laßt ab, laßt ab von mir, Feinde! Da waren sie nicht mehr. Alle hatten einen Lichtsprung getan. Die Nachtschatten zusammen mit den erbärmlichen Kartoffeln.

Die arme Branntweinkartoffel sagt: Ein jedes Ding hat seinen Nachtschatten, ein jedes Ding ist giftig. Fingerhut, Schierling, blauer Sturmhut, sie tanzen nachts auf den goldnen Hahnenfüßen im Rasendunkel.

O, die Braut Avalun, die Zeitlose, jetzt geht sie auf den Wiesen auf! Man tut sie in Töpfe. Sie keimt im Geheimen immer und überall. Ein jedes Haus wahrt sie. Jedermann hat seine Herbstzeitlose. Jedermann hat seine Herbstzeitlose in seinem verwinterten Hause. Ich fürchte mich vor meinem Herbstzeitlose. Ich fürchte mich vor meinem Herbstzeithause. O Zeit. Die Mutter ist eine verrunzelte Elfe.
Die Glut macht meine Ohren wütend, hier beim Ofen siedet mein Abräunchen. Trockene Pilze!

Herr Ahorun fein in Nächten
Die Herbstzeitlose fing.
Ei da, in bleichen Prächten,
Du erdverlornes Ding!
Nimm meinen zottgen Schwanz,
Von heut soll er dir gelten
Vor deinen grünen Kranz!

Herr Ahorun, seufzt die Zwiebel,
Dies wär mir lützel Heil.
Von meinem Mägdenstübel
Nehmt ihr das untre Teil!
Das Grün behaltet ganz,
Die Blum muß Jesu bleiben
Vor einen Selgentanz!

Mein schwarzer Bogen und die Geige, ihr Tanz an der Wand! Die Lampe: zerschmettere du das Glück mit ihr!
„Jesus Maria, mein Sohn, was tust du?"—Nichts, Mutter. Ich bin ein wenig in mein Kaffeehaus gegangen. Du hattest es so kalt und langweilig bei dir.

Am Mittag. Glück der Sonne. Man kann mit hellern Schatten spielen. Man braucht nur fünf flinke Finger dazu. Die ganze Stadt wirft mir purpurne Schatten in mein Erdgeschoß.
Da wagt wieder einer, an meinem Fenster vorbeizugehn. Er geht auf seinem Kopf. Es ist mir schrecklich traurig, mit allen diesen Köpfen zu spielen. Ich bin ganz allein gegen so viele Köpfe. Sie rollen zurück, alle erdwärts. Behältst du, Mutter, die Kugeln?

UM EIN VERMÖGEN

Ich mußte gegen meinen Willen in die düstere Schädelbahn. Einer zog mich, ich wußte nicht, wer er war, aber er hat mich hergebracht. Und da bin ich in dem Tal, wo ich schon oftmals war. Brombeeren verhindern die Annäherung von seitwärts. Es ist wieder heiterer Sommer. Man spielt um ein Vermögen.

Mein Gast ist hier in Hemdärmeln. Sein Ziehvater ist Tischler. In einer bedeutenden Gesellschaft befinde ich mich da. Der Mann rechts, mit der gehobelten Kugel in der Hand, soll der Franzose Saint Denys sein. Der Energische, Breitschulterige ist Paulus, mein gelobter Pate. Der Jude dort im weißen Bart heißt Vater Jakob. Er verrechnet, was er der andern Familie, dem schuftigen Schafhirten, schuldig geworden ist. Kein strengerer Rechner ist bei meiner Partei.

Ein abstoßender und einäugiger Gast gehört zu der andern Seite. Woher kenne ich ihn? Wo sah ich zuvor seinen gräulichen Kiefer? Dieser Entstellte schiebt die bedenklichsten Würfe, seine Tafel ist fast beständig angekreidet. Ist der Mensch krank? Er riecht, wonach nur? Nach Baldrian. Gott bewahre, als ob man solchem Gast nicht ohnedies gern auswiche! Ein gelber Angorakater auf

seinem Stuhl, zärtlich gestreichelt, funkelt mich wie eine Beute an. Ich streife seinen langen Pelz. Sein Herr sagt grob: „Sie Narr." Da überfällt mich Betrübnis wie aus einer Wolke: Wer unter meinen Mitspielern hat mich diesem verraten? — Dann, da ich an der Reihe bin, werfe ich dreimal und fehle. Der Baldrian schiebt acht Kegel auf einmal und sieht mich mit seinem toten Auge an. Es überläuft mich, als ob er mir meinen eigenen Kopf aus den Schultern herausholte, so daß ich nur noch ganz schwächlich mitspiele. Bloß daß der eine Holzpflock wie ein Geist unberührt stehn bleibt, beruhigt mich etwas.

Ich kann diesen Atem nicht riechen. Er nähert sich mir leise und sagt: „Kennen Sie mich nicht? Ich heiße Erdö, Avorun. Mein eines Auge gab ich daran, dir ein Weib abzugewinnen. Heute bin ich am Platze, heut geht es um dein Vermögen. Ich bin natürlich, mein Lieber." Er wird mich ruinieren, nun weiß ich es, oder ich muß ihn ganz erledigen. Der Zorn färbt mein Gesicht blau.

Schlagt doch die Luft ein! Mein Gott, schlagt doch die Luft ein! Nur darüber ist Atem!

. . . Dann, während ich am Arm meiner Mutter nach Hause schleiche, geht das Spiel um mich weiter. Wer schob nun? Es war mein Freund. Er entfernte für mich den Eckgeist. Komm, Mut-

ter, wir sind jetzt einigermaßen gesichert. Die Sonne brennt heiß in die dunstige schwüle Klamm. Kaum aber daß wir fort sind, kracht der Blitz in den Schatten hinein. Ein nachhallender Donner erregt alles Gebein. Es riecht nach Schwefel. Und der Regen fällt hinunter vom weiten Himmel. Brr, wie es auf uns prasselte! Ich glaube, sie schlugen mich nieder mit Hagelkörnern. Da gesellte sich endlich wer zu uns und hielt seinen weiten Schirm gegen das Wasser. „Heute war ernste Abrechnung, Sauler," erklärte er, „heute ging es um Ihr ganzes Vermögen."

Bei Tische nach dem Abendessen zu mir diese Worte: „Bald wird es dunkel werden um dich, und daß du dich nicht vor dem Ausbruch des Furchtbarsten fürchtest, das kann ich von dir, Sauler, nicht verlangen. Aber daß eine Tür aufgehe nach jenem Raum, in dem du mich wieder siehst, und ganz anders, als du mich bis jetzt gesehn hast, dazu will ich mich von innen mit meiner ganzen Schulternkraft stemmen. Von jetzt an wirst du mich nicht mehr zu sehn vermögen. Halte dich darum fest an dein Innerstes, dies ist mein Fleisch, dies ist dein Brot.
Im Namen des Vaters, den du niemals gekannt hast, im Namen des Geistes, den du nicht klar schauen kannst, mit der ganzen Kraft deiner wehmütigen Erdenschwere drücke dich gegen mich, mein Wirt! Also. Nimm auch noch den Hund auf dich, der hier umherschnuppert und bei uns nichts zu suchen hat."

Er sagt, daß er mich für seine Loge gewinnen will, für die „Tat von Faust und Schlagring." Obzwar ich unfähig sei, ihn zu verstehn, will er mit mir doch den großen Aktus der Einführung vornehmen. Doch wird er sich mit mir keine große Mühe nehmen.

„Da spricht er die Unwahrheit," sagt mein Gast, „er wird sich mit dir große Mühe nehmen. Nur auf andere Weise. Was fragt er dich noch?" Er fragt, ob ich medianische Fähigkeiten habe? Er wolle mich beeinflussen. Hilf mir, mein Licht, denn nun sitze ich starr als ein Schläfer. Jetzt hebt er meinen Finger, meinen Arm. Er schreibt auf ein weißes Blatt. Ich bin nur seine Hand. Ich bin leer, o mein Gott, und er, wehe, er ist mein Leib mit meinem Willen.

BEWEIS DES BÖSEN

Beweis des Bösen, sogenannter Avorunscher Beweis, daß die Welt nicht des Vaters und des Gastes, sondern des Bösen ist: Unter Einflüsterung geschrieben.

Geflüster: Die Welt ist ganz böse und ohne jeden guten Grund erschaffen. — Dies ist ganz leicht zu erweisen, aber ich erweise es trotzdem nicht. Denn wenn ich den Grund davon aufdeckte und man ihn so leichthin einsähe, so sähe man damit auch den besondern guten Grund ein, aus dem die Welt böse erschaffen ist. Damit wäre sie dann weder ganz böse noch ganz grundlos mehr. Ich erweise also dieses nicht. Welches zu erweisen war.

Darauffolgendes Geflüster: Die Welt ist die schlechteste aller möglichen Welten. — Nach dem ersten Satze ist die Welt ganz böse erschaffen. Wenn sie aber für ganz böse gelten soll, kann neben ihr keinesfalls eine noch schlechtere als nur möglich aber nicht wirklich angenommen werden, weil die wirkliche Welt eben damit gerade so viel Gutes hätte als Böses in ihr möglich, aber nicht wirklich ist. Darum muß diese böse Welt zugleich für die schlechteste aller möglichen Welten gelten.

Innerstes Geflüster: Der Mensch ist dem Bösen, aus dem er entsprungen ist, ohne Rettung verfallen. — Ich mache dazu die beiden Voraussetzungen aus der Erfahrung: Der Mensch befindet sich nur allein in der wirklichen Welt. Ferner: Jedes Ding hat seinen Geist, der es beherrscht, nicht umgekehrt. Daraus schließe ich: Da die Welt ganz böse ist, so ist sie ihres eigenen bösen Geistes Knecht, und nicht umgekehrt ist sie seiner Herr, so daß sie ihn etwa aus ihren Diensten jagen könnte. Dies gilt auch von dem Menschen, der danach der schlechteste aller möglichen Menschen ist, und der es ganz hoffnungslos ist.

Wut-Geschrei: Daß der Mensch auch niemals zu einer geringern Menge des Bösen gelangen wird, als die größte mögliche Menge alles Bösen aus-

macht. — Ich beweise dies eben aus dem, was du, träumender Leib, von mir angenommen hast.
Wutgeschrei: Daß der Mensch ein politisches Wesen und kein Weltverbesserer oder Narr ist, vielmehr ein solcher Besessener, der die Welt beständig zu verschlechtern trachtet. Folgt aus dem, was dein Gemüt bereits zugeben mußte.
Wutgeschrei: Daß es immer Kriege gegeben hat und immer geben wird. Daß der ewige Friede ein Traum ist und nicht einmal ein schöner. Ableitung wie oben, aus deinem Herzen.
Hohngeschrei: Daß der Staat wie die kriegerischen Termiten in Avorun ein notwendiges Übel oder eine üble Notwendigkeit ist. Man kann aber auch sagen ein notwendiges Gut, da ja ein Gut eben das genannt wird, was zu seinem Zweck führt. Der Zweck der bösen Welt aber kann natürlich nur ein böser sein. Diese Bosheit, o Mensch, ist dein Vaterland.
Hohn: Daß der Mensch des Menschen Spielball, die Gerechtigkeit freie Abmachung, Gott ein Torwart, die Behauptung des Grasplatzes der Zweck des gewaltigen Spieles ist. Endlich, daß das Recht ein bloßer Ausfluß der Macht ist. — Dieser Satz kann auch als eigener Hauptsatz unmittelbar aus dem ersten Zugeständnis abgeleitet werden.
Letzte Einflüsterung: Unter Recht verstehe ich

alles, was mir gegen andre recht und bilig ist. Unter Unrecht verstehe ich darum alles, was mir von andern nicht recht oder mir zu kostspielig ist. Recht ist demgemäß alles, was vor mir bereits gemacht ist, an Gut sowie an Blut. Ich kann also den Satz, daß Recht Macht ist, auch als einfachen analytischen Identitätssatz dartun, wenn ich nur gemäß meiner Bosheit nichts anderes tue, als was mir hinreichend recht ist. Ich füge noch hinzu, daß nur Trunkene, Unverantwortliche und Wahnsinnige unter meinem Einflusse die Wahrheit reden können. Folgt aus aller erwiesenen Schlechtigkeit. Alle sind, mit Verlaub zu sagen, des Bösen Ziehkinder.

Avorun, der Hund, las solches und sagte: „Ich habe noch tätliche Beweise für euch Kinder, die ihr die Lüge zärtlicher liebt als ich sie beschlafe. Zum Beispiel diese Kleinigkeit:“ Er guillotinierte am Fensterglas eine schlanke Fliege. Er tat es mit seinem zugeschnittenen Fingernagel, und er warf mir den unglücklichen Rumpf vor die Füße. Mir wurde ganz übel im Herzen. Ich glaube, er tat mir etwas. Es war mir unmöglich, meinen Besuch zu rufen. Da sagte er: „Nun sind wir allein, mein Sohn. Ich bin nämlich dein Herr Vater von jen-

seits des großen Wassers. Du hast mich nachts zu dir über die Wasser gerufen. Nun bin ich gekommen, und ich werde vor dir mit deinem Weibe ein kleines Kunststück machen, wie es uns in Amerika geläufig ist, wobei du aber Räder vor den Augen bekommen wirst. Das da ist The Industry, meine Valentine, ich werde mit ihr jetzt den kleinen Valentin machen, den ..."
Valentine!

Du Hund, du Hund! Valentine, ich bringe euch um! Valentine, du Geliebte des Teufels! Ich schreie, ich schreie ganz fürcherlich. Ich schreie. Wir schreien. Zu Hilfe! Zu Hilfe gegen meinen Sohn! Zu Hilfe meinem armen Sohn!

Also doch, ihr Leute! Ihr Leute!

MEINE MUTTER WANDTE IHREN Kopf immer noch gegen das Fenster und rief: „Zu Hilfe, zu Hilfe meinem armen Sohn!" Brr, wie sie mich da überwältigten. Ich glaube, sie schlugen mich nieder mit Regengüssen. Dem einen Belialsknecht habe ich einen nicht schlechten Streich versetzt. Ich bin sanft gegen die Sanften. Den Bösen bin ich schrecklich. Ein Samson kann gegen sie nicht stärker sein. Nun liege ich zu Bette nach dem Kampf. Kommt an, kommt an gegen mich wie die Drohnen. Ich zerschmettere euch.

Zehntausend zur Rechten, zehntausend zur Linken. Hunderttausend mit leuchtenden Birnen in ihren ehernen Stirnen. Zu Hilfe, zu Hilfe dem Herrn Jesus! Mein Herr und Freund sitzt an meinem Bette. Flüchtest du, Urian? Rufst nicht mehr Urrah, Urraan? Auerhahn, wo kreischest du? Ich erlege dich, Auerhahn! Erfinder von Jagdgeschichten, Fliegenherr, Fliegendespot! Du kriegst mich nicht. Ich liege im Bette. Ich bin kräftiger als du.

Ich war ein Klotz. Hände und Füße waren mir abgefault. Hände und Füße waren mir abgefroren.

Ich war in dem Keller und in den kalten Röhren unter den vier Wänden. Ich ging spazieren unter der Abortschüssel, wo die ermordeten Foetusse umgehn. Ich zog sie zuerst ans Licht. Ich ging unvorbereitet unter allen meinen Nachbarn und Mitbürgern. Ich war in der Satansklamm, als das Wetter losbrach. Ich war bei dem Tyrannen von Portugal. Er machte vor meinen Augen mit seiner Dame einen kleinen Krieg, der Teufel! Valentin, Valentinian. Ave Avalun, Avorun. Verschwunden bist du, Avorun.

Ich stand noch gestern, ihr Mitgeketteten meiner Niederlage, für den Fidelio. Die Treppenstufen türmten sich gegen das Unrecht. Die Nadel zitterte und wies uns nach unten. Ihr sollt mir nichts verbergen, versteht ihr. Wie qualvoll! Lauter Gänge ohne Ausgänge, wie finstre Säcke.
Jetzt aber fand ich Eins. Es steht ganz klar vor mir. Das Dunkel machte es klar. Ich habe sie gewürgt, ich stürzte mich auf sie. Habe ich ihr nicht die Luft abgeschnürt? Da tauchte meine Mutter kläglich vor mir auf. Warum schrie sie so früh um Hilfe? Nicht ich, nein du, Avorun! Ich wasche meine Hände.
Friede! Ich brauche Ruhe. Ich brauche Mitgefühl und eine Zuflucht für meine Unschuld.

*

Hihi, das habe ich trefflich geantwortet. Das nenn ich ganz großartig geantwortet. Selig sollt ihr mich preisen. So ein Kopf! Den steckt man nicht unter den Flügel. Ich weiß, sie beabsichtigten irgend etwas mit mir, irgend etwas von Hinterlist. Hätten sie mich nur gekriegt! Nein, Vater und Mutter, da habt ihr nicht mit meinem Kopf gerechnet. Ich bin so, so... allzu schlau. „Da steht ihr", sagte ich, „meine werten Herrn. Das da ist mein Buckel. Das ist meine Frau Mutter. Ihr könnt mir da alle darauf reiten wie auf einem Kamel." Wegen des Kamels wollten sie mich haschen. Da kam mein Fremder, der Wüstenreiter.

Wir gingen durch die Wüste. Ich und das belastete Wesen. Wir nahmen uns an der Hand, und es nahm mich bei meinen haarlosen Schwielen. Kam da nicht mein Herr Jesus und tippte gegen meinen Kopf. Da drin, sagte er, so ein Konto. Das geht durch kein Nadelöhr. Er lobte mich, als die Sonne sank, er nannte mich liebkosend sein bewuchertes Pfund, sein befrachtetes Schiff der Wüste. Ich war stolz unter meinem Höcker. Seine Mutter reiste nämlich damals wegen des argen Herodes durch die Wüste.

Da kamen drei Männer, alle da nicht ganz richtig, von Ägypten, und sagten. Sie sagten von einem Sproß auf dem Frühbeet. Der eine weissagte: Ich heiße Herr König von Portugal, und ich habe alles Meinige vergessen.
Der andere weissagte: Ich heiße König von Weihnacht und ich bringe Wohlgerüche. Der dritte sprach: Mein Name ist Nämlich. Ich bringe nichts. Man sagt, ich habe mein Land, meinen schwertscharfen Verstand verloren. Wollen Sie mir nicht ein buckliges Tier für den jungen Herrn abnehmen? So fragt er. Da wollte in großer Freude das Kind sogleich auf dem Turm reiten und fuhr uns in die Zotten. Ein Kamel ist schnell wie ein Segel. Teilt der Herr aber die Fluren, so kann er es auch als Schiffskiel benutzen. Darum schauert das untüchtige Roß vor dem zwiespältigen Kamel und kann seine Gestalt nicht erfassen. Die Last aber, die dieser Christoph trägt, wird mit jedem Ritt schwerer.

Mein Brief. Jedermann kann ihn einsehn. Mit einer Königsmarke. An mich, Herrn Paul Sauler, Beurlaubten.

GEGEBEN IM FLÜGEL DES DOMINIKANERHAUSES.

Kommen Sie doch heut einmal zu mir, weil es so fürchterlich regnet. Mein Wagen wird Sie nachmittags abholen. Ich erwarte Sie ganz bestimmt.

Unterschrift. Eigenhändig: *INRI.*

Natürlich bin ich da gekommen. Mit tausend Freuden. Natürlich. Natürlich. Hätte man mir das doch gleich gesagt. Die Menge ist da zusammengelaufen. Viele Frauen. Kaum durchzukommen. Man mußte mir einen Schutzmann auf den Bock setzen . . .
Ein schönes Haus. Angenehme Leute.

„Ich gebe Ihnen mein Wort, ich bin ein Papagei. Ein Papagei ist ein graues Tier mit einer schönen Singstimme. Kra kra. Manche sprechen auch, das sind nicht die wahren. Zu Hause springen sie. Ein Höllenlärm. Neben mir ist ein Nashorn aus dem Glashaus. Das schnaubt des Nachts fürchterlich. Aber ich bin nur ein trauriger Papagei. Ich werd es nicht mehr lang machen. In meinem Kopf hat sichs nämlich gemausert."

„Glauben Sie ihm keine Silbe. Wir sind alle aus Porzellan. Eine schreckliche Furcht ist in der Welt, daß einer kommt und einen an die Lippen setzt, und daß man dabei zerbricht. Glauben Sie mir, es ist kein Vergnügen, aus edelm Meißner Porzellan zu sein, so wie wir es sind. Meine Vaterstadt ist nämlich Meißen."

„Ich bin ein Lachs aus der Mosel. Meine Harmonie ist, daß ich köstlich zum Wein munde. Meine Brüder, die nahrhaftern Fische, haben lange kein so glänzendes Schicksal. Sie werden nebeneinander verpackt, weniger ihren Kopf, der bei ihnen das geringste ist. Kein Mensch hat zu ihnen jemals Mosel getrunken. Ich aber bin hier in meinem Elemente. Sobald ich auf dem Rücken

schwimme, kommt eine Tafel an das Aquarium, worin ich gelaicht wurde."

„Ich bin schließlich, merken Sie sich das, auch nicht aus Stahl, Herr! Meine Nerven sind am End auch nicht aus Stahl. Wenn Sie auf ihnen herumtrampeln wie der Ochs auf der Violin, reiß ich. Ich werde Ihnen eine Ohrfeige geben, Herr, verstehn Sie? Glauben Sie, weil ich in einer Anstalt bin, können Sie mich nach Belieben schlecht behandeln? Glauben Sie, daß ich mich nicht bei dem Arzt darüber beschweren werde, wie Sie mit mir umspringen? Glauben Sie, ich weiß nicht, daß Ihnen mein Bruder jedesmal fünf Mark gibt? Ich spuck auf Sie! Roh sind sie alle miteinander. Wir sind doch aus besserm Stoff."

Das ist ein Soldat, wie ich mir ihn lobe. Mit einem großen Stern und einem geschwungenen Papierhelm auf dem Kopf. Und ein hölzernes Schwert, was braucht er noch mehr? Wie viele Feinde haben Sie heute umgebracht, Sie fürchterlicher Held? — „Zahllose". — Er hat sie nicht gezählt.

Und mitten unter ihnen das Jesuskind in dem großen Eßsaal seines Vaters. Es sorgt, daß jeder

genug erhält, daß keinen der Wärter anstößt. Es ist freundlich mit den Ärzten in den blütenweißen Schürzen. Da steht eines von den Kindern auf und betet: Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du beschert uns hast. Danach gehn wir in den Hof, in den schönen Hof mit den Bäumen dahinter. Dort zeigt das Jesuskind auf einen dicken Turm, auf eine verschlossene Pforte. Da drin ist meine Mutter Veronika mit der Kaiserin Maria Therese.

Dann spricht er, während wir um ihn einen Kreis schließen: Lasset uns Kinder sein. — Einige mekkern darauf, andre schwätzen, nur wenige sind aufmerksam und ernsthaft, mit ihrem Lehrer beschäftigt. Einige glotzen vor sich hin, einer fragt durch das Zeichen des gehobenen Fingers, ob er seines Tages Geschäft verrichten darf. Aber er wartet nichts ab, das unschuldige Kindlein. Er kennt das Seinige, und seine Nachbarn bei ihm starren düster, andre selig lächelnd auf die gelbe Blume, die da plötzlich aus dem Stein gewachsen ist. Ein felsiges Eiland ist es, woran die Stürme der Welt vergebens nagen. Es sind auch Drähte gezogen und Zäune, denn etliche haben die Tugend, ohne Schwingen aufzufliegen, wie die Hühner. Es muß aber Ordnung im Kindergarten sein.

„Die Fröbelsche Methode taugt nichts, wenigstens nicht für geniale Kinder. Besser ist schon die veraltete Methode des Emile, aber zu gefährlich. Die Methode des Kindes Jesu ist unübertrefflich an geheimem Sinn; auch hat sie den bedeutendsten Vorzug: sie ist praktisch unantastbar. Sie ist aus einer wahrhaften Kinderseele erzeugt und dem Kinde kongenial". — So hörte ich von einem geistlichen Besucher.

Das Kind Jesu hat uns Aufgaben, Beschäftigungsspiele, aufgegeben. Pferde zeichnen, den Schwanz vorn, den Kopf zwischen den Hinterbeinen. Einen Kahn auf dem Trocknen. Bunte Häuser kleben mit streng sachgemäßem Hausrat. Keinen Blutverband in der Badewanne; kein Abfallgeschirr auf dem Schreibtisch. Das alles wird nicht geduldet. Auch das kleine Dreimal Eins. Wir haben alle das Jesuskind gern, besonders wenn es mit Nüssen unter den Baum kommt und mit Äpfeln im Sack. Das Jesuskind gibt uns auch Unterricht und will, daß wir alle unsre Sachen können. Hier ist unsre letzte Aufgabe.

VON DEM HAUSE DES JESUSKINDES

Das Haus des lieben Jesuskindes ist ein altes Haus. Darinnen haben einst fromme Mönche gewohnt, darum nennt man es das Alte-Mönchshaus. Über dem Tore des Hauses ist ein Mönch in der Kapuze gemalt, der seinen Finger auf dem Mund hält zum Zeichen, daß Schweigen gut ist. Diese Mauer ist übertüncht mit Leichenfarbe. Der Mann ist der strenge, heilige Dominikus, der Hund des Herrn Jesus.

Wenn jemand in diese Türe hineingeht, so wird sie gleich wieder verschlossen. Es steht eine Wache davor. Auch auf der Treppe darf unsereins nicht ohne die Wache gehn. Das geschieht alles, weil sonst böse Männer kommen und dem Jesukind die Schüler stehlen. Im Hause des Vaters Jesu sind viele Zimmer. Manchmal schreit einer und tobt unter den Geistern, wenn er hereingebracht wird, aber die meisten werden ganz still davongetragen. Keiner entfernt sich allein, allen gefällt es gut bei uns. Mitunter kommen fremde Herren und verwundern sich, daß es in dem Hause des lieben Jesuskindes so ruhig zugeht. Es gibt da nämlich nur selten Lärm, außer wenn einer ganz unbändig ist. Aber dann muß er schon sehr schlimm sein, denn sonst wird er immer nur von den Brüdern des lieben Jesuskindes ermahnt. Die

Brüder sind nicht mehr dieselben, die ehemals im Hause lebten. Ehemals gingen sie in weiten, weißen Mänteln oder auch in braunen Kleidern und hießen Barmherzige. Die jetzigen Brüder tragen aber fast alle weiße Kleider und sind strenger als die frühern Brüder Jesu waren, und reinlicher. Neben diesen Brüdern gibt es noch härtere dienende Halbbrüder; sie wissen sich manchmal keinen Rat mit uns, so schlimm sind einige von uns beschaffen. Das Jesuskind kennt sich rings im freien Umkreis viel besser aus, als wir in unserm Spielzeug. Am Morgen, wenn wir im eisernen Bett liegen, klirrt das Jesuskind in der Nähe wie ein Hahn. Das Jesuskind will dann, daß wir aufstehn sollen. Manchmal, wenns warm wird, versteckt sich das Jesuskind auch in einen großen Baum und ruft: Guckguck. . . Guckguck, rufen wir dann alle zur Antwort. Das Jesuskind legt zu Ostern im Hof bunte Ostereier.

Das Jesuskind weiß sehr viel. Es weiß, daß wir immer brav sein müssen, und es weiß auch warum. Wir wissen nur, daß wir brav sein müssen, doch sagt man uns nirgends den Grund. Wir sind aber noch Kinder, wenn wir erst groß sind, werden wir alles verstehn gleich dem Jesuskind. Manche von uns sind mehr begabt, andre unter uns sind eher faul. Das Jesuskind liebt die Faulen ebenso-

sehr wie die Begabten, zeigt es ihnen aber nicht. Wenn wir nachts schlafen, geht das Jesuskind von dem einen unsrer Betten zum andern. Manchmal sehn wir noch seine Füße. Es gibt auch ein Krankenzimmer. Wir haben sehr viele ein besonderes Zimmer. Ich habe ein sehr schönes Zimmer, in dessen Wand das Fieberrohr der Wasserleitung rauscht. Die Wände sind alle weiß getüncht, mit einem kräftigen blauen Strich hindurch. Die Fenster in unsern Zimmern sind vergittert, damit wir beim Spiel nicht hinausfallen. Auch die Türen sind alle mit einem Schlüssel von außen versperrt. Messer, Gabel und alles Eisen hält das Jesuskind bei seiner Mutter aufbewahrt, damit wir uns nicht schneiden oder stoßen. Ebenso dürfen wir selbst kein Licht in die Hand nehmen.

Wenn wir heftig klagen, halten uns die Brüder des Jesuskindes oder seine Halbbrüder fest. Wenn wir herzzerbrechend sind, werden wir auch gebraust und gebadet. Die Brause zu dem Bad ist für die Kinder im Hause des Jesuskindes die schwerste zulässige Strafe. Ich werde nur selten gebadet, weil ich nur selten brause. Noch weniger schlage ich mit Händen oder Füßen um mich. Schlagen und auch Schreien ist beides sehr schlimm, das Schlimmste, was es gibt. Es gibt Engel bei uns, im Turme. — Ich habe noch niemand umgebracht.

Ich halte mich nicht immer ganz rein, muß mich aber täglich allein waschen. Meine Fingernägel darf ich jedoch nicht ohne Hilfe schneiden. Das Jesuskind meint es mit jedem in seinem Hause sehr gut. Mich hat es sehr lieb, weil es mich selbst da herein gebracht hat. Ich war damals erst dreiunddreißig Jahre alt. Ich habe das Jesuskind auch sehr lieb. Vor seiner Mutter fürchte ich mich aber ein wenig, weil sie von altem Porzellan ist. Die Wangen sind rot, und die Hände halten ein Stäbchen. Das Jesuskind spielt gerne mit einer großen glatten Kugel. Oft spielt das Kind mit mir Schaukelpferd. Immer bin ich das Pferd, und das Gotteskind reitet auf meinem Rücken. Aber davon wird mir gewöhnlich sehr übel in meinem Leib, weil ich Staub fresse, und dann ist unsre Erde so hart. Das Gotteskind tröstet mich aber, daß es später, wenn erst das Gras darüber aufschießt, besser gehn soll. Dann geht das sanfte Schaukelpferd hoch bis in die Wolken.

Von meinen Freunden: Von meinen Freunden habe ich sehr lieb den Kaiser Diokletianus. Auch den Schaffner der Mondbahn habe ich sehr gern, wenn auch nicht so gern wie den Kaiser, weil der Schaffner immer bestimmte acht Nächte im Monat unruhig ist. Am liebsten aber von allen Kindern habe ich den lieben Sokrates. Er ist ein Grieche, spricht aber nur noch deutsch. Ich habe ihm gestern, als wir miteinander spielten, sein Schulheft aus der Rocktasche gezogen, will es ihm aber bald zurückgeben, weil er sonst bitter weint. Einmal aber darf ich noch damit spielen. Wir spielen sonst mit dem Sokrates gern im Freien, wenn wir einen Spaziergang machen dürfen. Dann lagert er sich an einem Bache, und wir müssen ihn suchen. Wer ihn zuerst gefunden hat, der bekommt Bachblumen aufgesetzt. Jetzt aber dürfen wir, weil es schon kalt ist, nicht länger mit den Brüdern ins Freie hinaus. Das Jesuskind hat dem Sokrates eine Aufgabe gegeben. Sie heißt die Sokratische Methode. Ich verstehe sie nicht ganz. Ich habe sie aber für den Sokrates abgeschrieben.

Sokrates: Du bist bekümmert, mein Kindchen, du folgst unserm Spiel nicht recht. Vertraue mir, ob dir unser Spiel regellos oder doch schlecht zu sein scheint, oder ob du das Spielen der Kinder überhaupt verurteilst.

Nämlich: Keines von beiden, lieber Alter. Mein Geist weilte bei den Göttern. Darum sagte mir unser Spiel nicht zu.

Sokrates: Bei welchen Göttern nun verweiltest du, mein Kindlein?

Nämlich: Bei dem menschlichsten, daß du es weißt. Ich dachte an Herakles. An seinen Wahnwitz dachte ich vielmehr. Darum ward ich bekümmert. Ich dachte daran, daß alle Arbeiten sterblich sind.

Sokrates: Dies ist freilich nun einmal so. Die Arbeiter selbst haben ihren Lohn dahin. Aber anders die gottergebenen Kinder. Sieh, mein Bengelchen, in mir den Sokrates.

Nämlich: Wie sagst du? Also bist du noch immer nicht genesen, Alter?

Sokrates: O, bitte, rufe darum den Wärter nicht gleich. Um meinen Wahn. So wie Sokrates darum allein nicht zu spielen aufhören wird. Und verfärbe dich nicht, mutterloser Knabe.

Ich bin dir unschädlich. Ich bin kein unkörperlicher Schatten oder Geist.

Nämlich: Was bist du denn? Sage es mir. Ich glaube, daß du ein wenig närrisch bist.

Sokrates: Ich bin kindisch geworden, Kleiner, das ist nicht dasselbe. Deshalb haben sie mich wieder in den Turm geworfen. Glaubst du aber nicht, ernsthaft gesprochen, daß Sokrates unsterblich ist?

Nämlich: Ich glaubte es wenigstens bis zu diesem Tage.

Sokrates: Du glaubst es mit Recht. Aber sage mir, denkst du, daß von dem Sokrates, genauer genommen, der Geist unsterblich ist oder eher des Sokrates Körper?

Nämlich: Des Sokrates Geist, denke ich, ist unsterblich. Denn der Körper, du Narr, ist vorlängst irgendwo in Attika vergangen.

Sokrates: Da denkst du die Wahrheit. Aber kann ein Geist vor deinen Sinnen ohne einen Leib bestehn? Es sei denn, daß du an Erscheinungen glaubst, wie die Wahnsinnigen tun. Aber überlege dir die Antwort gut, mein Kind.

Nämlich: Kein Geist, o Frager, kann in dieser Welt ohne einen Leib bestehn.

Sokrates: Behalte auch dieses in deiner Erinnerung. Nun sage mir noch: Kann also der

Geist in dieser Sinnenwelt an irgend etwas ihm eigentümlichen erkannt oder aufgespürt werden, es sei denn an seinem Körper, mit welchem der Geist eben behaftet ist?

Nämlich: In dieser Welt kann der Geist nur allein an seinem Körper erkannt werden.

Sokrates: Vortrefflich geantwortet für deine Jugend. Wenn nun also der Geist unsers Sokrates, um vor deinen Augen kein bloßer Geist oder Schatten zu sein, sich eines Leibes neu bemächtigte? Würdest du, mein Kleiner, ihn an seinem neuen Leibe erkennen oder vielleicht noch an seinem alten?

Nämlich: An seinem neuen Leibe natürlich. Du hältst mich für zu töricht.

Sokrates: Derart, daß wenn Sokrates jetzt, zum Beispiel, als Handwerker umherliefe, nachdem er vorher ein Philosoph war, oder als ein Zwängling, nachdem er ehemals ein Politiker war... Meintest du aber, daß der Geist sich seinen Körper erwähle?

Nämlich: Ich meine es. Wie sonst sollte ich es mir vorstellen?

Sokrates: Durch die Auswahl Gottes etwa. Gott erhebt ja die Kleinen.

Nämlich: Was willst du damit Besonderes

sagen? Du gehst ja mit einemmal in die Theologie über!

Sokrates: Ich will dich damit nur fragen, ob du vielleicht glaubst, daß der Geist des Sokrates heutzutage eher mit dem Leibe eines ordentlichen Gelehrten bekleidet umherginge oder eher mit dem Leibe eines evangelischen Schusters. Da ja Gott und auch der, jetzt schweifende, Geist des Sokrates, beide die Demütigen lieben.

Nämlich: Ich glaube, Sokrates dürfte eher mit dem Leibe eines evangelischen Schusters unter uns begabt sein.

Sokrates: Du glaubst nur, was zweifellos recht ist. Aber sage mir noch: Eines ärmlichen Schusters eher oder eines reichen? Eines, der hundert Maschinen beschäftigt, oder eines, der keinen einzigen Gesellen ernähren kann?

Nämlich: Eines, so glaube ich, der keinen Gesellen ernähren kann.

Sokrates: Oder eines jungen eher als eines alten? In wessen Leibe wohl dürfte das Sokratische nach deiner Meinung angetroffen werden?

Nämlich: In dem Leibe eines alten, vermutlich. Denn dieser ist bei weitem erfahrener.

Sokrates: Dann, eines amerikanischen Schusters — sage mir noch dies — oder eher eines deutschen?

Nämlich: Eines deutschen Schusters, mein Lieber, wenn es denn ein Deutscher sein muß.

Sokrates: Und eines irrsinnigen unter den deutschen oder eines tüchtigen und geistesstarken Schuherzeugers?

Nämlich: Eines irrsinnigen, so schwöre ich. Bei einem, seiner Schuhe gewissen, deutschen Schuhversender aber gewiß nicht.

Sokrates: Und sage mir noch dieses: In einem scharfsichtigen oder in einem kurzsichtigen Schuster? In wessen Leibe von beiden möchte wohl des Sokrates Geist eher zu finden sein?

Nämlich: Ich sage, des Sokrates Geist wäre eher in dem Leib eines kurzsichtigen Schusters zu suchen, weil der scharfsichtige Schuster gewiß seine Schuhe besser erkennt als sein Sokratisches.

Sokrates: Nun also, mein Kleiner, siehe mich an und freue dich mit mir!

Nämlich: Ich freue mich mit dir von ganzem Herzen. Du bist wahrhaft Sokrates. Denn dieser Leib, woran ich dich aufspüre, ist nichts als der elende Leib eines alten, kurzsichtigen Schusters im Irrenhause und eines, der keinen Gesellen ernähren kann, obendrein. Wie konnte

ich nur jemals daran zweifeln, daß du Sokrates bist!

Dieses hatte ich zuletzt zu Papier gebracht. Ein Bruder ertappte mich bei meiner schönen Handschrift und nahm mir mein ganzes Buch weg. Es gelang mir noch kaum, dieses letzte Stück, welches des Sokrates ist, herauszureißen und für seinen Eigentümer aufzubewahren. Aber das Ganze wird, wie es scheint, nun vielleicht immer in unfreundlichen Händen bleiben. Wenn ich auch ein Kind bin, war es mir doch eine süße Beschäftigung zu schreiben. Es scheint, daß es hier nicht mehr erwünscht ist. Das Gesetz, so heißt es, wird das allzu ungebundene Schreiben an diesem Orte nicht länger dulden. Nicht länger mehr werden die Kinder in dem Hause ihres Vaters tun können, wozu er sie erschaffen hat. Ein neuer strenger Befehl ist über uns alle gekommen. Ihm sei gehorcht. Es muß Ordnung im Irrenhaus sein!

Nur noch dieses Eine, Flüchtigste, ohne das alles andre ein Bruchstück ist.

Was begibt sich, mein Gott? Ich will in meinen vielen Irrtümern nicht selber lesen, mögen andre dies tun, wenn es ihnen nützlich scheint. Ich selbst vermag es nicht. Ich bin Paul, ehemals Künstler an unsrer kleinen Oper, jetzt beschäftigungslos und vielmehr verrückt. Gott, was habe ich da verraten? Wie sie alle erschrecken! Nein! Ich bin nicht verrückt, nicht verrückt in euerm klugen Sinne. Glaubt es, ich bin sehr intelligent, eine versteckte Begabung sogar ist in dieser letzten Zeit in mir zum Vorschein gekommen. Aber ich bin verrückt, verrückt nur deshalb, weil ich in einem Hause der Verrückten wohne. Hütet euch vor dem Fach, vor dem Namen! Mich hat mein Herr, mein Besuch, Christus, mein Vater und Kind, dahinein gebracht. Hier bin ich mit den rabiaten Kaisern und mit dem Sokrates. Hier gehöre ich hin und zu den bunten unglücklichen Tieren. Weshalb tat mir mein Herr also? Weshalb verfuhr er mit mir unmilde wie mit einem Feinde? Er hat mich, auch im letzten noch zögernd, in dieses schreckliche Haus gebracht, weil bei mir, der ich heimlich Avorun gewählt hatte, ein milderes Mittel vielleicht vergebens war. Deshalb hat mich mein Schöpfer in das Fegefeuer versetzt. Er tat es, nicht um mich in das Tiefere, sondern um mich zu dem Vater

zu verbringen, ohne dessen Wissen er mich damals, an jenem schwülen Abend, dem Bösen durch einen Kugelwurf abgewann. Ich bin noch jung, mein Körper ist ungeschwächt. Das Theater, die Ouvertüre, muß noch Jahrzehnte lang nicht zuende sein. Inzwischen ist vielleicht mein leiblicher, unnatürlicher Vater in San Franzisco verstorben, dann habe ich auf Erden keinen Vater mehr, und irgend einmal, während meinen Leib die abgemagerten Rappen wegführen, nimmt mich mein Herr bei der Hand, wie er es oft getan, und führt mich in das Innere des Vaterhauses, in das große Gehöfte zwischen den rauschenden unsterblichen Bäumen. Der Vater des Sohnes und aller Welt blickt streng von seinem wunderbaren Buche auf, in dem aller Inhalt leibhaftig ist. Lesen, immer lesen, ist sein ununterbrochenes Werk. — „Wo hast du dich umhergetrieben in dem Stoffe?“ so fragt er seinen Sohn, ein wenig unwillig über die Störung. Der Sohn zögert noch . . . Die Sonne schwingt sich herein durch das geöffnete Fenster, wie eine Lampe an ihrer Kette schwingt, wie eine übermütige junge Gattin. Es wird starker Morgen, Avorun, der Hund des Hauses, schweigt. „Ich bringe dir, Vater, so sagt der Sohn, in dein Haus meinen Bruder, ein sehr verwildertes, nicht mehr verlorenes Kind.“ Da schnuppert der Hund herauf

an meinem verwahrlosten Kleide, zur Prüfung. — „Kusch, Avorun," gebietet der Sohn. Und mit dem Vater unterredet sich der Sohn auf hebräisch. Er nennt ihn: Sokef kefufim, das heißt: Aufrichtung der Gebeugten. So empfängt mich der Vater. Ich will mich neben ihm mit dem Geist auseinandersetzen. Ich will mich entschuldigen. Da verwirrt mich die junge Sonne. Ich stottere nur: „Vater" und „Nämlich."

Ich hatte die Methode gestern kaum herausgerissen, der Bruder verfolgte mich mit ihr im Hofe. Da sah ich meinen Freund Sokrates abseits auf dem Pflaster sitzen, er weinte ganz schrecklich. Ich ging zu ihm und gab ihm seine Aufgabe wieder zurück. Ich glaubte, er würde darnach nicht mehr traurig, vielmehr mir dankbar sein und mich anlachen. Er riß mir aber das Blatt aus der Hand und weinte nur immer heftiger. Endlich, es half nichts anderes, mußte ihn ein Bruder in unser Haus hineinführen. Hatte ich nicht schön genug kopiert? Hatte Sokrates einen groben Fehler dort hineingeschrieben? Ich erfuhr es von ihm nicht mehr. Noch in derselben Nacht, in der er so außerordentlich viel weinte, hat ihn, wie man uns sagte, der Schlag gerührt. Er war dreiundsechzig Jahre alt, mit einem schönen Bart. — Ein wahrhaft gutes Kind.

Auch mit dem Kaiser, meinem Freunde, habe ich mich nicht mehr oft begegnet. Er war bald darauf nicht mehr zu bändigen. Er hat ein Kind ermordet, während es ruhig bei Tische saß. Er erschlug es mit einem Trinkglas. Das Christkind mußte ihn in ein anderes Haus bringen, wo er jetzt gefoltert wird. Was ist zu tun gegen dieses

Schrecklichste? Das Christkind sogar kann es nicht verhindern. Wer bleckt uns jetzt noch die Zunge, so rot wie er? Von allen übrigen ist mein Freund nur mehr der kranke eitle Papagei.

Eines Tages, vom Zenith bewegt, kam die Flut meinen Fluß herauf und zerstörte in dem engen Gange die Muschel, die feine Unterscheiderin. Alles ertrank, so Gerechtigkeit wie Ungerechtigkeit.

Ein Jahr vergangen. Auch der Papagei starb.

Gestern gab es Schweinefleisch, gar zähe. Das Jesuskind ißt jetzt häufig besonders mit seinen Brüdern. — Heute gibt es Fleisch mit Kartoffeln, Sonntags Schweinebraten. Morgen soll es wiederum Bauchfleisch geben. — Wer in der Welt
wird noch meine Klagen anhören wollen,
die Klagen eines Hungernden? Ich
bin sehr unglücklich über das
immergleiche Essen.

ENDE

ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS

Schriftsteller

für zeitgemäße Kriegs-Jugend-Literatur gesucht. Gefl. Angebote unt. . . . an Rudolf Mosse, Berlin SW 19.

„Berliner Tageblatt", 22. 2. 1916.

Zur Begründung seines Standpunktes machte Herr Haase über die inneren Zustände unseres Landes Redensarten, die durch ihre Übertreibungen und ihren verhetzenden Ton nur den Zweck und Erfolg haben konnten, die Massen zu verhetzen und aufzupeitschen, bei den Feinden aber den Eindruck hervorzurufen, als wären wir im Innern am Ende unserer Kraft. . . . Aber damit nicht genug. Der Abgeordnete richtete an die Regierung die Aufforderung, sofort Frieden zu schließen, weil wir unsere Feinde doch nicht besiegen könnten, und gab damit ein Zeugnis elender und jämmerlicher Schwäche, das allerdings nur seine Person trifft. Er fügte weiter hinzu, für die Arbeiter, die im Felde ständen, sei es besonders schmerzlich, daß sie die Waffen gegen die anderen Mitglieder der Internationale erheben sollten, die ihnen infolge der Gemeinsamkeit der Ideale besonders nahe ständen. Den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit — einer Vaterlandslosigkeit, die in der Stunde des schwersten Daseinskampfes des eignen Vaterlandes sich hervordrängt, wird er nicht wieder von sich abwälzen können. . . .

Wir haben uns bisher nicht in die Frage eingemischt, ob die verschiedenen Richtungen der sozialdemokratischen Fraktion sich voneinander trennen werden, und denken es auch ferner nicht zu tun. Das eine muß aber ausgesprochen werden: solange die sozialdemokratische Partei das Schwergewicht einheitlich in die Wagschale wirft, welches ihr aus der Zugehörigkeit der Haase und Genossen in den Parlamenten und in der Organisation im Lande erwächst, solange sie sich die Möglichkeit offen hält, nach dem Frieden auch mit dieser Minderheit wieder zusammenzugehen, so lange genügen weder Äußerungen wie die heutige des Abgeordneten Scheidemann, noch die anschließenden Lärmszenen, um die Partei als Ganzes von der Verantwortung für das Verhalten des Herrn Haase und seiner Freunde zu entlasten. Das deutsche Volk und die deutsche Arbeiterschaft steht nicht hinter diesen vaterlandslosen Anhängern der Internationale; es steht da, wo die Fahnen seiner Truppen wehen.

„Preuß. Kreuz-Zeitung" Abendausgabe 24. 3. 1916.

Herr Haase wollte kund und zu wissen tun, daß er und seine engere Sippe gegen das Notetatsgesetz stimme, und er wollte begründen, weshalb sie das täten. Zunächst wetterte er nur gegen die Steuerpolitik und die Kriegswirtschaft der Regierung — Herr Haase aber hatte den Hauptstreich noch nicht ausgeführt: das war die Kritik an der auswärtigen Politik der Regierung, was soviel bedeutete, wie eine neue Entwicklung des von der Minderheit der sozialdemokratischen Partei dem Kriege gegenüber eingenommenen Standpunktes. Er erging sich dabei in Wendungen, die jedem Deutschen, der seine fünf Sinne beisammen und das Herz auf dem rechten Fleck hat, das Blut in Wallung bringen und die Schamröte ins Gesicht treiben mußte.

„Vossische Ztg.", Abendausgabe 24 3. 1916:

Und nun nahm Abg. Haase das Wort zu einer nach Ton, Form und Inhalt gleich greulichen Hetzrede, wie wir sie im Deutschen Reichstage während des Krieges nicht für möglich gehalten hätten. Das Äußere des Redners, seine abschreckende, häßliche, schreiende Stimme, sein ganzes würdeloses Gebaren steigerten den widerlichen Eindruck ins Unerträgliche. Was er sagte, trug das Gepräge der Vaterlandslosigkeit und streifte hart an wirklichen Vaterlandsverrat . . . Drohende, geballte Fäuste reckten sich gegen ihn empor, zorngerötete Gesichter bekundeten die gewaltige Erregung. Endlich machte das Haus dem Treiben ein Ende, indem es auf die geschäftsordnungsmäßige Frage des Präsidenten, ob es den vaterlandslosen Burschen noch weiter hören wolle, durch Abstimmung bekundet, daß es diesen Wunsch nicht hege. Unter tosendem Lärm verließ Haase das Rednerpult, zu dessen Verlassen er auch von vielen „Parteifreunden" in der grobvolkstümlichsten Weise mehrfach aufgefordert worden war. . . . Der Abg. Scheidemann stellte den Haase von heute dem Haase vom 4. August 1914 gegenüber, und der „kleine Liebknecht", der Abg Rühle, glaubte der erstaunten Welt und dem lachenden Hause verkünden zu sollen, daß er mit Liebknecht unentwegt diesem System keinen Mann und keinen Groschen bewilligen werde. Haases Versuch, dem Staatssekretär zu entgegnen, erstickte am eigenen Gifte im Keime und unter dem zornigen Lärm seiner Parteigenossen, deren drohende Fäuste ihm zum Teil sehr nahe vor der Nase herumfuchtelten. Von dem Hasse, der in der Partei der Brüderlichkeit durch Worte und Gebärden, durch Drohungen und eindeutige Bewegungen zum Ausdruck kam, macht man sich kaum einen Begriff. Ob derartige „Brüder" beisammen bleiben können?

„Deutsche Tageszeitung", Abendausgabe 24. 3 1916.

LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

PAUL ADLER. Nämlich. (Hellerauer Verlag, Hellerau bei Dresden) Adlers Buch bezeichne ich als ein wichtiges, gründliches Buch, worin der Verfasser in stracker reinlicher Bemühung ein Unmittelbares eröffnete. Den in klassizistischer Regel Verdeckten mag das Ichmäßige erschrecken und fällen; der genau Bedachte weiß, daß in so dichtem, nie je durchbrochenem Ich das stärkste Impersonel erlangt ist; ein unmittelbar, gänzliches Hinstellen des Gegenständlichen, das nicht durch zeitlos Malerisches hemmend vertafelt wird. Adler ist nur geleitete Hand des Vorgangs. Der feige Archaist mag sich sträuben; im Wahnsinn des Paolo Sauler, dessen andere Auslösung Nämlich ist, sei ein billiges Mittel zur Caprice und somit zu verstellter Transformation ergattert. Ich kenne tatsächlich nur wenige Bücher, die so unkapriziös sind, so einheitlich und thematischen Ablaufs voll, der den zweibödig assoziativen Charakter des romantischen Grotesken verbietet. Dieses Buch ist grotesk, wie ein jedes heute, worin die Elemente befragt werden, an denen der Mensch zum lächernd Elenden — dem Erdichten zu trotz — sich verstört; die Elemente, denen der Jetzige keine Form abschrickt, die er nicht in sich als Grenze, als Gesetz, darum nötig der Wahnsinn an stelle regulierter Ekstatik erwundern kann. Diese Welt ist jämmerliche Folie, die Ekstase eben comble des Grotesken, wo der Mensch gänzlich Antinomie ist. So zerstört heute Gott, und der ihm Genäherte greift demütig und in Geduld zu dem wahnsinnigen Gesicht.

Hierin ist der Verfasser exemplarisch, wie er die Welt ganz in den Menschen zaubert als dem Wirklichen und Jene des Sauler gegriffenes Symtom ist.

Dieser dem Klassizist zuwidere Wahnsinn eröffnet des Dichters Adler Einsicht und Bezweifeln der Sprache, die er dem Erkennen und den Dingen (Blindenführer) entbiegt. Au fond gibt es nicht wahnwitzigere Willkür als Sprechen und Schreiben. Durch nichts erwiesene und gemeine Laute, die zum Wahnsinn den die Elemente Suchenden treiben. Adler folgt dem Menschen und seinen Lauten und fürchtet nicht den Ballon des Logischen zu spannen und zu zerplatzen. Überall, wo die Logik erwürgt ist, wurde ein bestimmend Menschliches (Euch unmenschlich) und Elementares errichtet.

Carl Einstein

KLEINER BRIEFKASTEN

G. L. E. Der erste Band der AKTIONS-BÜCHER DER AETERNISTEN, Ferdinand Hardekopf: „Lesestücke", kostet zwei Mark gebunden. Von den zehn neuen Bänden, die ich vorbereite, seien genannt: Carl Einstein: „Anmerkungen"; Wilhelm Klemm: „Zeitferne Verse"; Max Elskamp: „Lieder" (in der autorisierten Uebertragung von Paul Adler); Gottfried Benn: „Der Vermessungsdirigent" (ein Drama); Theodor Däubler: „Der Hahn" (eine aktive Sammlung).

K. K. Von einer Erhöhung des Abonnementspreises sieht die AKTION vorläufig ab, obgleich ihr die enormen Mehrkosten für Papier usw. nicht durch Inserateneinnahmen gedeckt werden.

INHALT DER VORIGEN NUMMER (HANS RICHTER-HEFT): Hans Richter: Blick auf den Bürger. Selbstporträt (Titelblatt) / Hans Richter: Akt (Linoleumschnitt) / Maurice de Guérin: Die Bacchantin (Deutsch von August Brücher) / Hans Richter: Federzeichnung / Ferdinand Hardekopf: Ein Vermächtnis / Hans Richter: Nonne; Musik; Klavierspieler; Hund (Vier Original-Linoleumschnitte) / Franz Blei: Offener Brief an Herrn P. Schlenther / Theodor Däubler: Notiz über den Maler Hans Richter / Kleiner Briefkasten

(c) K. G. Saur Verlag, an Imprint of Walter de Gruyter GmbH & Co KG.